

Gesellschaftliche Folgen von Trennung und Scheidung

Dr. Christoph Hutter

Die Frage nach gesellschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung greift zu kurz, wenn man sich den Einfluss einseitig vorstellt. Selbstverständlich ist jede Trennung ein Akt, der sich auf das gesellschaftliche Gefüge auswirkt. Gleichzeitig aber sind Menschen, die zusammen leben möchten, Kinder ihrer Zeit – die Signaturen unserer Zeit schreiben sich tief in die Vorstellungen ein, die wir uns über glückende Beziehungen machen und sie haben wesentlichen Einfluss darauf, ob wir zusammen bleiben oder ob und wie wir uns trennen. Dass Partnerschaft und Familie als Keimzellen der Gesellschaft unter einen besonderen Schutz gestellt werden (Art. 6 GG), verweist auf ein kompliziertes Beziehungsgefüge zwischen der modernen Gesellschaft und dem Beziehungsleben ihrer Bürgerinnen und Bürger. Dieses Geflecht soll im Folgenden in einigen Grundzügen skizziert werden. Dabei gehe ich davon aus, dass die folgenden fünf gesellschaftliche Grundströmungen das heutige Beziehungsleben, aber auch das Trennungsgeschehen tief beeinflussen:

1. Die **Fragmentierung** des modernen Lebens, in deren Konsequenz auch Trennungen normal, trivial und scheinbar banal geworden sind,
2. die Idee, dass Beziehungen (leicht) **konsumierbar** sein müssen,
3. die **Verrechtlichung** von Partnerschaften,
4. die **irreale Idealisierung** von Liebe und Leidenschaft und
5. die ambivalente Konstruktion des **Platzes, der Kindern** in unserer Gesellschaft zugewiesen wird.

Diese fünf Einflussfaktoren vermengen sich mit individuellen Einflüssen zu einem Cocktail, der Trennung wahrscheinlich werden lässt. Gleichzeitig verändert das Erleben von Trennung und Scheidung Erwachsene und noch mehr Kinder. Vier relevante Dimensionen sind hier:

6. die Verletzungen der betroffenen **Erwachsenen**,
7. die **Traumatisierung der Kinder**,
8. die **Tradierungsdynamik** von Trennung und Scheidung
9. und die zunehmende **Zersplitterung** der sozialen Matrix.

Die Möglichkeit der Trennung von Liebesbeziehungen kann, soll und darf nicht eingeschränkt werden. Sie gehört fraglos zum Selbstverständnis des aufgeklärten und selbstbestimmten modernen Menschen. Dennoch lässt sich beschreiben, worüber eine Gesellschaft, die sich so einseitig für die Realisierung individueller Optionen entscheidet und die eine strukturelle Schwächung ihrer Beziehungsstrukturen in Kauf nimmt, nachdenken muss:

10. Dabei geht es um **Trennung prophylaxe** und um die **Akutversorgung** der Betroffenen
11. und es geht um die Entwicklung einer **Trennungskultur**, die die massive Veränderungsdynamik und die unweigerlich entstehenden Verletzungen gesellschaftlich angemessen rahmt.
12. Eine Gesellschaft, die Trennungen nicht in so großer Zahl in Kauf nehmen möchte, sollte **realistischere Bilder von Beziehung** entwickeln
13. und sie müsste über ihren Umgang mit Fehlern und Begrenzungen nachdenken und eine **Kultur der Fehlerfreundlichkeit** entwickeln.

I. Unsere Gesellschaft destabilisiert Beziehungen

1. Die Fragmentierung der Gesellschaft und die Banalisierung von Trennung

In seiner inzwischen klassisch gewordenen Theorie über „die Gesellschaft der Individuen“ beschreibt der Kultursoziologe Norbert Elias, dass jede Gesellschaft zwei miteinander widerstreitende Pole zu entwickeln und zu versöhnen hat. Die Frage nach der eigenen **Identität** und die Frage nach der **Zugehörigkeit** müssen von jedem Individuum beantwortet, aber sie müssen auch innerhalb einer Gesellschaft austariert werden. Diese beiden Dimensionen sind nicht voneinander unabhängig, sondern sie liegen auf einem Spektrum: Es gibt eine „Ich-Wir-Balance“. Soziologische wie sozialpsychologische Theoriebildung weiß darum, dass diese Balance nicht nach einer Seite hin aufgelöst werden darf. So belegt die Bindungsforschung – um nur eine der wichtigen Theorien herauszugreifen – seit über fünfzig Jahren, dass sich Bindungssicherheit und die Fähigkeit, entschieden eigene Weg zu gehen, gegenseitig bedingen. Und dennoch beschreiben die gleichen AutorInnen unisono einen schier unaufhaltbaren Sog, der den modernen Menschen aus seinen Bindungen herauslöst und ihn auf immer konsequentere Individuation verpflichtet. Elias spricht von „**Wir-losen Ichen**“ (Elias 1987, 273), die dieser Prozess hervorgebracht hat, Ulrich Beck von „freigesetzten“ Individuen und der Korrosion traditioneller Bezüge (Beck 1986), Zygmunt Bauman beobachtet in seiner Analyse zur „flüchtigen Moderne“ eine „**radikale Demontage aller sozialen Verbindungsglieder**, von denen man, ob zu Recht oder Unrecht, annahm, dass sie die Wahl- und Handlungsfreiheit der Menschen einschränkten“ (Bauman 2000, 12). Tzvetan Todorov identifiziert als fatalen Konsens der europäischen Geistesgeschichte, dass der Mensch primär als „solitäres, nicht gesellschaftliches Wesen“ interpretiert wird (Todorov 1998, 13). Vergessen ist die Einsicht, dass der Mensch zwar in seiner eigenen Haut lebt, „aber zu existieren beginnt er nur durch den Blick anderer“ (Todorov 1998, 71), durch die Anerkennung, die der „Sauerstoff der Seele“ ist (Todorov 1998, 74). Richard Sennett beschreibt in seiner Studie zum „flexiblen Menschen“, dass der moderne Zeitgenosse Abhängigkeitsgefühle nicht mehr erträgt. Allein, „soziale Bindung entsteht am elementarsten aus [...diesem] Gefühl gegenseitiger Abhängigkeit“ (Sennett 2000, 190).

Dass diese Entwicklung nicht nur gesellschaftlich, sondern auch **innerpsychisch fatal** ist, wird seit den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts von psychoanalytischer Seite immer wieder in die Diskussion eingebracht. Die ungebremste, ja permanent forcierte Ich-Orientierung des modernen Menschen hat als unweigerliche Kehrseite eine innere Destabilisierung zu Folge, die sich in chronifizierten Gefühlen von Leere und Sinnlosigkeit, in Orientierungslosigkeit, Apathie, Selbstzweifeln und Beziehungsunfähigkeit niederschlägt. Wo diese Gefühle nicht aushaltbar sind, werden sie überkompensiert in Größenfantasien, Prestigeprojekten und glänzender Selbstdarstellung (Funk 2005; Wintels 2000, Richter 1986). Die Bindungstheorie hat nachgewiesen, dass die sichere Bindung des Kindes an seine primären Bezugspersonen ein zentraler Faktor ist, der über Glück oder Unglück im Leben, über Beziehungs-, aber auch ökonomische Chancen, über Zufriedenheit im Beruf, die eigene Ausübung der Elternrolle und sogar über Anfälligkeit für Unfälle und Krankheiten langfristig bestimmt (Suess, Scheurer-Englisch & Pfeiffer 2001). Eine Trennung, insbesondere im frühen Kindesalter, ist eine massive Irritation des Kindes, die in ihren Folgen für die Bindungssicherheit kaum überschätzt werden kann. Ohne den Einbezug dieser Diskussion um eine eskalierende **narzisstische Dynamik** und die **Irritation von Bindungsmustern** scheinen mir viele zeitgenössische Phänomene nicht verstehbar zu sein.

Wo die Gesellschaftstheorie noch versucht eine Problemanalyse vorzulegen, äußert sich die Wirtschaftstheorie gänzlich affirmativ. Der **homo oeconomicus** ist der auf seine Eigeninteressen fokussierte Mensch, der als Unternehmer allenfalls strategische Kooperationen eingeht, als Konsument aber ausschließlich individuelle Konsumententscheidungen trifft. Wenn der moderne Mensch Innovation und Fortschritt auf dem heute realisierten Niveau aufrechterhalten möchte, so das Credo des homo oeconomicus, dann muss er sich von „langfristigen Bindungen“ verabschieden. Der Bindung an ein Produkt, eine Form oder einen erreichten Zustand wohnt stets ein retardierendes Moment inne. Statt sich dieser „festumrissenen Lähmung“ hinzugeben geht es darum, sich ungebunden „in einem Netz von Möglichkeiten zu bewegen“ (Sennett 2000, 78f). Und: der homo oeconomicus muss zu einer neuen Bewertung der Fragmentierung finden. „Die wahren Sieger leiden nicht unter der Fragmentierung, sie regt sie vielmehr an, an vielen Fronten gleichzeitig zu arbeiten; das ist Teil der Energie, die den irreversiblen Wandel antreibt“ (Sennett 2000, 79). **Verzicht auf Bindung** und die **bewusste Wahl der Fragmentierung** sind gemeinsames Rückgrat von Finanzwesen und Internet, von Innovationsschüben und globalen Expansionsbewegungen. In mächtigen und höchst relevanten Segmenten unserer Gesellschaft brauchen wir Menschen mit eben diesen „Qualitäten“ und wir tun alles dafür, unseren Nachwuchs für dieses Leben „fit zu machen“.

Dass eine zunehmende Fragmentierung der Gesellschaft auch unser **Bild von Partnerschaft** nicht unangetastet lässt, liegt auf der Hand. Die gesellschaftliche Aufwertung individueller Optionen, die narzisstische Selbststilisierung des unabhängigen Ichs, aber auch die Imperative des Arbeitsmarktes sind massive Anfragen an die Beständigkeit von Partnerschaften. Wo die Fragen nach der Vereinbarkeit von Selbstverwirklichung und Bindung (Soziologie), von Selbstidealisierung und Angewiesenheit (Psychologie) und von Beruf und Familie (Ökonomie) gestellt werden, gibt es viele, heute plausible Gründe, die entstehende Spannung zum Ich-Pol hin aufzulösen und sich gegen die Beziehungsseite zu entscheiden. Die Hyperplausibilität der Individualität ist das erste Fundament der Trennungsdynamik. „Die vermutete Kurzfristigkeit von Partnerschaft [wird] zur **selbsterfüllenden Prophezeiung**“ (Bauman 2000, 193). Es bleibt festzuhalten, dass diese Dynamik „nur“ ein Drittel der Ehen in Deutschland erfasst. Die Verschiebung der Ich-Wir-Balance ist graduell. Und dennoch ist die Erfahrung von Trennung heute Normalität. Rechnet man von der Zahl der Scheidungen der letzten zehn Jahre, unter der Annahme, dass neben dem Paar von einer Trennung lediglich fünf weitere Personen (Eltern, Freunde, Kinder) im direkten Nahbereich mitbetroffen sind, dann kommt man selbst bei dieser sicherlich zu optimistischen Schätzung auf eine Zahl von 15 Millionen Menschen, die allein in der letzten Dekade unmittelbar in Trennungsgeschehen involviert waren.

Psychologisch gelesen geht mit dieser **Normalisierung der Trennung** nicht selten ihre **Banalisierung** einher. Es gibt viele Gründe über Trennung zu schweigen oder die Wucht des Trennungserlebens klein zu reden: die eigene Betroffenheit als Scheidungskind, das mit jedem Gespräch an die eigenen Verletzungen erinnert wird, die Schuld-, Wut- und Verlustgefühle bei Menschen, die sich selbst getrennt haben, oder die Irritation und die Gefühle von Hilflosigkeit, wenn man eine Trennung aus nächster Nähe mitverfolgen musste (vgl. Amendt 2006, 21). Und so wählen wir heute die pragmatische Lesart. Wir denken im Begriff des „Lebensabschnittspartners“, der die Trennung von vorneherein einkalkuliert, und inszenieren diese Normalität in einer medialen Landschaft, der die Trennung beinahe vertrauter erscheint als eine langjährige familiäre Weggefährtenschaft. Die Normalfamilie findet im Fernsehen nur noch als Karikatur statt, merkt Melanie Mühl mit Blick auf die Zeichentrickserie „die Simpsons“ an (Mühl 2011, 23).

2. Die Warenförmigkeit von Beziehung

Eng verbunden mit der Frage, ob eine Beziehung individuelles Wachstum und Selbstverwirklichung fördert oder hemmt, sind die Ansprüche, denen das Konsumenten Denken Partnerschaft unterwirft. Jürgen Habermas hat darauf hingewiesen, dass die Logik, die unsere Märkte prägt, längst auch in Beziehungsräume eingedrungen ist und diese verändert hat (Habermas 1981, II-470-488). Familie, das absolute „Nicht der Marktgesellschaft“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, 208), wurde zu einem Ort, der verrechnet wird. Beziehung wurde zur Ware, Partnerschaft zum Geschäft. Diese Deformation hat auch Einzug in die Alltagssprache gehalten: Eine Beziehung muss „kalkulierbar“ sein und „sich rentieren“; es gilt als unklug zu viel (oder zu wenig) in eine Partnerschaft zu „investieren“; Beziehungsarbeit „muss sich bezahlt machen“. Die Veränderungen im Beziehungsverständnis sind dabei vielschichtig:

1. Erstens erhält die Partnerschaft **Produktstatus**. Sie kann konsumiert und muss nicht hergestellt werden (vgl. Bauman 2000, 193). Überkommene Vorstellungen wie der schrittweise Aufbau oder die alltägliche Pflege einer Beziehung sind diesem Bild fremd.
2. Zweitens wird die Beziehung einer **Output-Logik** unterworfen. Die Plausibilität von Beziehungen ist unmittelbar daran gebunden, dass sie individuelle Wünsche erfüllen. „Überspitzt ließe sich sagen: Das Zusammenleben lohnt sich nur so lange, wie es mit dem Partner zusammen am lustigsten, interessantesten, sexuell erfüllendsten, kreativ stimulierendsten und intellektuell anregendsten ist“ (Willi 1991, 14f).
3. Drittens steht eine marktförmige Beziehung unter dauerndem **Konkurrenzdruck**. In „Kopfkinos werden fortlaufend Filme und Filmsequenzen abgespult, die demonstrieren, wie es auch anders sein könnte. Die aktuelle Realität mit ihren Entscheidungen für einen bestimmten Partner [...] gerät angesichts der Inflation von Optionen unter fortwährenden Rechtfertigungsdruck und in ständige Relativierungsgefahr. Wer die Wahl hat, hört nicht auf zu phantasieren: Was wäre, wenn? [...] Die Angst sitzt dem einzelnen im Nacken, die falsche Wahl getroffen zu haben, und wiederholt beschleicht ihn das Gefühl: ‚Irgendwo wartet etwas Besseres auf mich.‘ Jede dauerhafte Festlegung bedeutet Verzicht und hat sich gegen den Stachel von der verlockenden Vielfalt zur Wehr zu setzen“ (Wintels 2000, 14).
4. Viertens ist mit der Idee der Konsumierbarkeit die Vorstellung der **Ersetzbarkeit** verbunden. Bauman verweist darauf, wie plausibel die Logik des Ersatzteils heute geworden ist. Ebenso wie die Reparatur eines Gegenstandes heute teurer, komplizierter und unrentabler ist als sein Ersatz, gilt auch für den zwischenmenschlichen Bereich, dass dysfunktionale Beziehungen schnell abgeschrieben, ausgewechselt und ersetzt werden (vgl. Bauman 2000, 192).
5. Die wirtschaftliche Logik ist auch zeitlich vermittelt. Die Ökonomie unterliegt dem Diktat der **schnellen Rendite**. „Verloren geht das Vertrauen in die Verbesserungswürdigkeit und Verbesserungsmöglichkeit [des] Zusammenlebens. Es fehlt die Überzeugung, dass es für die persönliche [und die gemeinsame] Entwicklung ein Gewinn sein kann, länger dauernde Krisen in einer Partnerschaft durchzustehen“ (Willi 1991, 22).

Der Paartherapeut Jürg Willi verweist zu Recht darauf, dass „eine unverbindliche, nur sich selbst dienende Liebesbeziehung“ diesen Ansprüchen weitaus besser genügt „als eine auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft“ (Willi 1991, 15). Wenn wir heute „verliebt in die Liebe“ sind, anstatt dauerhafte Weggefährtenschaft aufzubauen, dann hängt dies auch damit zusammen, dass sich die passionierte Liebe, von der unten noch detaillierter die Rede sein wird, viel leichter konsumieren lässt als eine langandauernde Partnerschaft, die ohne stetige Beziehungsarbeit, ohne Frustrationstoleranz, ohne

den mit Entscheidung verbundenen Verzicht und den Glauben an gemeinsames Wachstum nicht denkbar ist.

3. Die Verrechtlichung von Partnerschaften

In unseren Beziehungsalltag sickert nicht nur die ökonomische, sondern auch die juristische Logik immer tiefer ein. Und auch sie hinterlässt unübersehbare Spuren. Zwei davon – die **Abkehr von der Beziehungslogik** und die Idee der Absicherbarkeit von Beziehung – möchte ich kurz benennen. „Die Erweiterung des Rechtsschutzes und die Durchsetzung der Grundrechte in Familien [...] erfordern eine hochgradige Differenzierung von Einzeltatbeständen, Ausnahmen und Rechtsfolgen.“ Damit veränderte sich in einem Prozess der Verrechtlichung aber auch der grundsätzlich auf Kommunikation, Beziehung und Verständigung ausgerichtete Umgang miteinander (Habermas 1981, II-541). Die Orientierung an Bedürfnissen wich einer Orientierung an einklagbaren Ansprüchen. Die autonome Entscheidung der Betroffenen wird prinzipiell und im Konfliktfall mit hoher Plausibilität delegierbar an Familienrecht und Gericht. An die Stelle eines systemischen Verständnisses der Familie tritt dann das juristische Parteienmodell. Aus der Frage nach Akzeptanz und freiwilliger Bereitschaft wird die Definition von Vollstreckbarkeit und Pflichten. Subjektivität und Vieldeutigkeit mutieren zu scheinbar objektiven Daten, logisch-rationalen Argumentationen und erzwungener Entscheidungsklarheit (Mähler & Mahler 1991; Aust-Glück et al. 2000).

Besonders fatal ist, dass sich die Versuche, Partnerschaften durch einen **verlässlichen juristischen Rahmen** zu schützen, **destabilisierend** auf die Beziehung auswirken. Im Bereich der Partnerbeziehung „sind zunehmend Strategien zu beobachten, die darauf abzielen, angesichts der Probleme, vor denen Partnerschaft heute mehr denn je steht, die mit ‚Bindung‘ verbundenen Risiken zu minimieren. Das heißt [...] nicht, dass die Menschen immer weniger bereit wären, eine Partnerschaft einzugehen. Gemeint ist vielmehr, dass die Partner möglichst vermeiden, solche Barrieren aufzurichten, welche die ‚Kosten einer Korrektur‘, sprich einer Trennung ‚überproportional vergrößern‘“ (Jürgen Schumacher zit. in: Beck-Gernsheim 1998, 39). Wo die potentielle Trennung einkalkuliert ist, dort schließt sich schnell der Kreis zur selbsterfüllenden Prophezeiung. Denn je weniger man sich einlässt und (allein die Formulierung wirkt heute schon anstößig) sich einander ausliefert, desto weniger bindende Kraft entwickelt eine Beziehung. Der Selbstschutz im Trennungsfall und die Stabilisierung der Beziehung lassen sich nicht gleichzeitig maximieren. „Je größer die Zweifel, desto höher am Ende die Instabilität“ oder anders ausgedrückt: Die Antizipation von Trennungsrisiken lässt das Trennungsrisiko anwachsen (Beck-Gernsheim 1998, 40).

4. Die Idealisierung der Liebe

Den vielleicht destruktivsten Einfluss auf Paarbeziehungen hat heute paradoxerweise unsere gänzlich aus dem Ruder gelaufene Idealisierung der Liebe. Das **romantische Begehren** ist eine Schöpfung des 17. und 18. Jahrhunderts. Selbstverständlich wurde die erotische Leidenschaft nicht erst in der Romantik nicht erfunden. Es ist so alt und vielleicht älter als die Menschheit und doch veränderte es sich an der Wiege der Moderne grundlegend. Der wesentliche Unterschied, der in der Romantik mit dem Liebesideal verbunden wird, ist die Bewertung der Passion. Über die vorromantische Zeit schreibt Niklas Luhmann so abstrakt wie präzise: „Das Erotische ist nicht ausgeschlossen, aber für die Strukturbildung nicht wesentlich“ (Luhmann 2008, 30). Es wurde gesellschaftlich stets wahrgenommen, dass es die „passionierte individuelle Zuneigung“ der Verliebten gibt, dieses Phänomen wurde aber lediglich hingegenommen oder gar als „störende Kraft“ wahrgenommen. Mit der Romantisierung der Liebe kommt es hier zu einer fundamentalen Umwertung. Der erwartete und angestrebte Normalfall

der Liebe wird jetzt „amour passion“, individuelle Leidenschaft und Begehren, die sich auf den Einzigen/die Einzige richtet. Das „willenlose Ergriffensein“, die „krankheitsähnliche Besessenheit“ und die „schicksalhafte Bestimmung füreinander“ (Luhmann 2008, 31) fügen sich zu einem geschlossenen gesellschaftlichen Schema zusammen, „auf [das...] hin gelernt und erzogen wird“ (Luhmann 2008, 34). Veränderbar ist diese **Liebes-Choreografie**, nachdem sie zu einem „sozialen Typus“ geworden ist, nur noch in ganz engen Grenzen. Zur Gesamtinszenierung gehört, neben der Behauptung der eigenen Liebeskrankheit, die Revolution zu zweit, in der die Geliebten gesellschaftliche Strukturen auf den Kopf stellen, und das Sexualmonopol der Passion, die völlige Hingabe an nur einen (Luhmann 2008, 42ff). Die Inszenierung dieser Passion geht so weit, dass die eigene Freiheit verleugnet wird, um sie realisieren zu können. Man ist dem Einzigen/der Einzigen verfallen und den eigenen Gefühlen machtlos ausgeliefert. „Freiheit wird als Zwang getarnt“ (Luhmann 1982, 73; 2008, 32). Im Laufe des 19. Jahrhunderts avanciert die romantische Liebe „zum einzig legitimen Grund der Partnerwahl“ (Luhmann 1982, 186). Was bei der dadurch entstandenen **Liebesehnsucht**, ja **Liebeshier** aus dem Blick geraten ist, ist die Tatsache, dass Partnerschaft und Familie Lebenswelten sind, die oftmals einfach nur funktionieren müssen. Sicher nicht im Rausch der ersten Verliebtheit. Wollen sich Paare mit diesem Rausch aber nicht begnügen, sondern zusammen an einem dauerhaften, zumindest an einem längerfristigen Glück bauen, so bedarf es anderer Bilder der Liebe, die auf den ersten Blick weniger Faszination und Überzeugungskraft besitzen als die Idee der romantischen Verliebtheit. Die sozialwissenschaftlichen Fachdiskussionen haben diese massiven Differenzen längst zur Kenntnis genommen und in die je eigene Theoriebildung integriert. Die Anthropologin Helen Fisher unterscheidet drei unterschiedliche Formen der Liebe: die nach sexueller Vereinigung strebende Lust (**lust**), die romantische Liebe (**attraction**) und Bindung (**attachment**) (Fisher 2005, 8). Der gesellschaftliche Diskurs und die Fantasien von Jung und Alt werden aber mit großer Kraft von der Vorstellung dominiert, Partnerschaft ließe sich, wenn man sich wirklich liebt, zumindest im Prinzip und immer wieder auf romantische Verliebtheit zurück führen. Wo die Kluft zwischen Liebe und Verliebtheit, zwischen Liebe und Begehren aber verdrängt wird, dort entwickelt sich jene immense Sprengkraft, der heute so viele Partnerschaften zum Opfer fallen (Luhmann 1982; 2008). „Die Zunahme der Ehescheidungen ist [also] nicht die Folge eines gestiegenen Bedeutungsverlustes der Ehe, [... sondern] ihrer hohen psychischen Bedeutung und Wichtigkeit für den Einzelnen“ (Nave-Herz 2007, 122).

5. Der Platz der Kinder

Ein fünfter gesellschaftlicher Trend soll hier noch beschrieben werden, der für das Verständnis der Familiendynamik von Bedeutung ist, die bei Trennung und Scheidung entsteht. Es handelt sich um die Frage, welchen Platz Kinder in und für unsere Gesellschaft haben. Die Antwort ist höchst ambivalent. Die öffentliche **Alltagsrhetorik** würde immer darauf bestehen, dass Kindern, der „Zukunft unserer Gesellschaft“, höchste Wertschätzung zukommt und dass sie nach Kräften unterstützt und gefördert werden müssen. Sie stellen für eine Gesellschaft eine unverzichtbare soziale und kulturelle Ressource dar. Zwiespältiger ist die Position der Kinder dort einzuschätzen, wo sie als Projektionsfläche vielfältiger Sehnsüchte zur **Zielscheibe erwachsener Interessen** werden. Wo das Kind seine Potentiale nicht einzulösen droht, dort ruft es eine Koalition aus verunsicherten Eltern, hochdifferenzierten Expertensystemen und vielstimmiger öffentlicher Meinung auf den Plan. „Möglichst alle Mängel sollen korrigiert werden (nur kein Schielen, Stottern, Bettnässen mehr), möglichst alle Anlagen sollen gestärkt werden, [...] um dem Kind ‚optimale Startchancen‘ zu geben“ (Beck-Gernsheim 1998, 114f), oder anders ausgedrückt: um seinen Nutzen für die Eltern und die Gesellschaft zu optimieren. Diskussionen um pränatale Diagnostik sprechen hier eine ebenso eindeutige Sprache wie Bildungsdis-

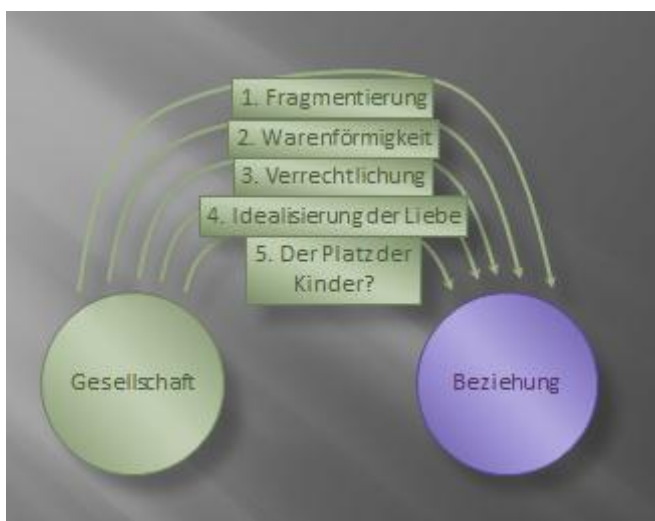
kussionen und Überlegungen im Rahmen der Jugendhilfe. Kinder dürfen sich nicht entfalten, sie müssen ihre Potentiale ausnutzen.

Umso erstaunlicher ist die Beobachtung des französischen Soziologen Jean Rousell, dass der gesellschaftlich abgesicherte Platz der Kinder heute verloren zu gehen droht (Fthenakis 2005). Rousell entwirft eine vierstufige Typologie:

1. In vorindustrieller Zeit hat die Familie ihren Sinn in der Sicherung und Weitergabe des Besitzstands. Die Bedeutung des Kindes wird über seinen **Platz in der Erbfolge** definiert.
2. Mit der industriellen Revolution und der Durchsetzung der Nationalstaatlichkeit weicht die Orientierung an Haus und Erbe einem neuen Modell der bürgerlichen Familie. Diese wird zur basalen **Institution des Gesellschaftsgefüges**. Das Kind kommt mit der „Erfindung der Kindheit“ (Ariès 1978) erstmals als Objekt der Fürsorge und der Erziehung in den Blick.
3. Im vorigen Jahrhundert setzte sich das **kindzentrierte Familienmodell** durch. Das Kind wird zur sinnstiftenden Instanz, zum „Garanten“ von Hoffnung, Sinn und Zukunft und damit zum Dreh- und Angelpunkt der Familie. Korrespondierend zu dieser idealisierenden Sicht des Kindes entsteht der Idealtypus guter Elternschaft, an dem besonders die Mütter gesellschaftlich gemessen werden.
4. Die für unser Thema wichtigste Beobachtung in dieser Typisierung der Familienmodelle ist, dass das kindzentrierte Familienmodell in unserer Gesellschaft durch zwei Lebensentwürfe abgelöst wird, in denen das Kind rapide an Bedeutung verliert. Für den Narzissten, den Individualisten, den erlebnishungrigen modernen Menschen wird das eigene **Erleben der Paarbeziehung** zum Kern familialen Lebens. Und parallel zum paarorientierten Familiensektor etabliert sich der **Sektor des Singlelebens**, in dem eine Praxis familialer Gemeinschaft zugunsten kurzfristiger Paarbeziehungen und einem Leben im Ein-Personen-Haushalt aufgegeben wird. In beiden gesellschaftlichen Sektoren besteht Einigkeit darüber, dass die individuelle Zufriedenheit mit der jeweiligen Beziehung zum Kernbestand des Lebensentwurfes gehört. Erziehung und Sorge für die Kinder werden ebenso wie die Beziehungsgestaltung Privatsache. Immer weniger Erwachsene haben konkrete Erfahrungen im Umgang mit Kindern. Immer weniger individuelle Lebensentwürfe legen es nahe, Rechte, Chancen und Sicherheiten von Kindern zu stützen. Stattdessen steigt die Plausibilität, in einer individualisierten (und zunehmend alternden) Gesellschaft die Weichen so zu stellen, dass die Chancen des ungebundenen Einzelnen sowohl sozial als auch ökonomisch abgesichert werden. Kinder geraten entgegen anderslautender Beteuerungen aus dem Blick. Aber nicht nur der gesellschaftliche Bedeutungsverlust von Kindern ist mit dem vierten Modell verbunden, sondern auch der Platz der Kinder in der Familie verändert sich. Wo das individuelle Erleben des Liebespaares im Zentrum der modernen Familienideologie steht, werden Kinder zwangsläufig zum **Störfaktor**. Der empirische Blick auf die Zufriedenheit junger Familien belegt genau das in beunruhigender Weise. Fthenakis et al. haben in der so genannten LBS-Familienstudie die Partnerschaftszufriedenheit nach der Geburt des ersten bzw. zweiten Kindes erhoben. Auch wenn kaum ein Paar damit rechnet, dass die Geburt eines Kindes negative Auswirkungen auf die Partnerschaft haben könnte, lässt sich zusammenfassend festhalten, „dass der Übergang zur Elternschaft [faktisch] mit einer markanten Abnahme der Partnerschaftsqualität einhergeht“. Dieser Effekt ist so stark, dass er nicht mit der Erosion zu erklären ist, der jede Paarbeziehung selbstverständlich unterliegt. Vielmehr wird die Eskalation dieser Erosion deutlich von der Geburt der Kinder verstärkt und beschleunigt (Fthenakis et al. 2002, 66f). Damit wird ein Be-

fund des Scheidungsforschers Helmuth Figdor bestätigt, der auch in seiner analytischen Arbeit festgestellt hat, dass die Geburt des Kindes oftmals der Ausgangspunkt der ehelichen Konflikte ist, die binnen einer Frist von drei, vier, manchmal fünf Jahren zur Trennung der Ehepartner führen (Figdor 1998, 31).

Im Augenblick der Trennung eskaliert dieser Bedeutungsverlust der Kinder. Die Erwachsenen erleben in großer emotionaler Dichte das Scheitern der Vorstellungen, die sie an eine Partnerschaft geknüpft haben. Weil sie die aktuelle Beziehung als unerträglich erleben, entscheiden sie sich für eine grundlegende Revision ihres Lebensplans. Wer die eskalierende Trennungsdynamik aus professionellen oder privaten Kontexten kennt, der weiß, dass es Eltern oftmals unmöglich ist, sich ihrem eigenen Erleben zu entziehen oder es auch nur punktuell zu relativieren. Nur so ist es erklärbar, dass das Erleben der Kinder an dieser Stelle oft gänzlich aus dem Blick gerät, ja aktiv negiert wird. „Die Hoffnung der Kinder auf eine gute Zukunft schrumpft [...] merklich. Der Preis, den sie entrichten, kann nicht höher sein: sie verlieren die Elterlichkeit, jene Elterlichkeit, die Vater und Mutter als Paar eint und die Kinder deshalb sagen lässt: das sind meine Eltern. Aber kaum jemand fragt die Kinder bislang, ob sie damit einverstanden sind oder ob sie sich den elterlichen Plänen entgegenstellen oder ihnen die Scheidung am liebsten untersagen würden. Wer wollte seine Trennung schon an kindlichen Einwänden scheitern lassen!“ (Amendt 2006, 21). Denkt man vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Zusammenhänge über Trennung und Scheidung nach, so wird spürbar, dass dies auch ein Thema der Generationengerechtigkeit ist. „Die Freiheit der Eltern fordert von den Kindern, Freiheiten der Kindheit aufzugeben“ (Amendt 2006, 22). Getrennte Eltern sind in der Beratung immer wieder schockiert und erbost, wenn ihnen vor Augen geführt wird, dass sie sich gegen ihre Kinder verbünden. Kaum etwas widerspricht der gefühlten Realität der Eltern mehr. Und doch liegen die Interessen der streitenden Erwachsenen im Trennungsgeschehen viel näher beieinander, als die Interessen jedes Elternteils mit dem Kind. Die Erwachsenen wollen den Paarkonflikt beenden, Abstand voneinander finden, etwas Neues beginnen, abschließen. All das wollen die Kinder nicht. Sie sind es, die stattdessen für Kontinuität und Bestand kämpfen, für Kontakt und Nähe. Schwer erträgliches Faktum ist, dass sich **Eltern- und Kinderinteressen im Trennungsfall diametral widersprechen**. Sich zu trennen und sich in neuen Beziehungen zu verwirklichen ist mit guten Gründen Erwachsenenrecht. Der gesellschaftliche Boden ist für die Durchsetzung dieser Interessen von Erwachsenen deutlich besser bereitet als für den Schutz kindlicher Bedürfnisse.



II. Trennungen destabilisieren das gesellschaftliche Bindungsfundament

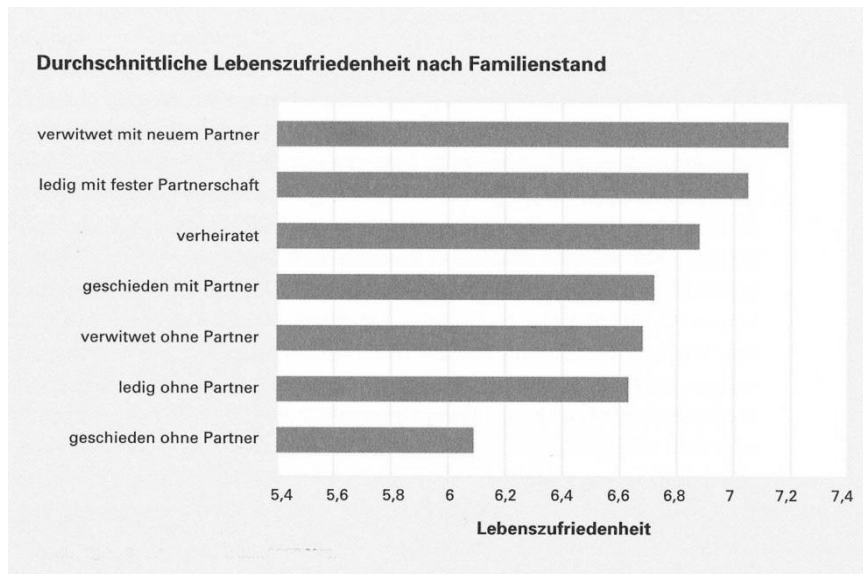
6. Beziehungsglück und die Verletzung der Getrennten

Damit kommen wir zum zweiten Teil dieser Überlegungen. Die Fragmentierung der Gesellschaft, die Warenförmigkeit und Verrechtlichung von Beziehungen die Idealisierung der Liebe und der uneindeutige Umgang mit der Bedeutung von Kindern sind Einflussfaktoren, die die Trennungswahrscheinlichkeit ebenso beeinflussen wie konkrete Trennungverläufe. Umgekehrt sind aber auch Trennung und Scheidung gesellschaftliche Fakten, die Klima, Institutionen und Plausibilitäten in einer Gesellschaft prägen. Insbesondere vier Einflussfaktoren sollen im Folgenden untersucht werden:

1. Trennung verändert die **Betroffenen**,
2. sie verändert involvierte **Kinder**
3. und sie zersplittert die ohnehin fragile gesellschaftliche **Beziehungsmatrix** immer weiter, weil die Trennungsdynamik sich einerseits von Generation zu Generation tradiert
4. und andererseits das **Vertrauen** in die Tragfähigkeit von Beziehungen schwächt.

Die Trennung von einem ehemals geliebten Menschen ist nach dem Tod des Ehepartners das kritische Lebensereignis, das Menschen am schwersten belastet (Holmes/Rahe 1967). Entsprechend ist der Einfluss einer Trennung auf die individuelle Lebensqualität unübersehbar. Und selbst wenn es immer wieder Einzelne gibt, die als scheinbare Gewinner oder zumindest einigermaßen „ungeschoren“ aus einer Trennung hervorgehen, gelingt eine positive Scheidungsbewältigung allzu häufig nur einem von beiden Partnern. Dabei gibt es keine spezifische Symptomatik, die in der Trennungskrise immer auftritt. Um die Verletzungen, die eine Trennung hinterlässt, besser verständlich zu machen, möchte ich zwei unterschiedliche Zugänge wählen. Zum einen gibt es eine klare Befundlage, welche Probleme nach Trennungen statistisch zunehmen. Vor diesen Befunden soll ein Blick auf **Ergebnisse der Glücksforschung** zeigen, was auf dem Spiel steht, wenn Beziehungsglück zerbricht.

Die Autoren der aktuellen Shell Jugendstudie zeigen, dass die gegenwärtige Generation von Jugendlichen „ein ausgesprochen positives Bild von Familie und Partnerschaft“ hat (Shell 2010, 63). Lediglich 16% der Jungen und lediglich 10% der Mädchen glauben, dass man alleine, ohne die Einbindung in eine Familie, genauso glücklich leben kann wie in einer festen Beziehung (Shell 2010, 57). Diese positive Einstellung zur Familie ist aus Sicht der Glücksforschung in hohem Maße vernünftig, denn Glück ist nicht zuletzt ein Phänomen intimer und tragfähiger Beziehungen. Gleich nach einer „sehr guten Gesundheit“ liegen eine feste Partnerschaft und eine Ehe auf Rang zwei der zehn effektivsten Glücksbringer (Köcher & Raffelhüschen 2011, 131). Der Vergleich von sieben Gruppen, die sich nach ihrem Lebensstand unterscheiden, ergibt, dass alle vier Gruppen, die in einer festen Partnerschaft leben, glücklicher sind als die Menschen, die verwitwet, ledig oder geschieden sind (Köcher & Raffelhüschen 2011, 61).



(Köcher & Raffelhüschen 2011, 61)

Die ältesten Befunde zu diesem Thema gehen bis in das Jahr 1858 zurück. Damals schrieb der französische Arzt William Farr nach Auswertung der Daten von 25 Millionen Franzosen: „Die Ehe ist ein gesunder Stand. Der alleinlebende Mensch verunglückt eher auf der Reise des Lebens als zwei in der Ehe vereinte Menschen“ (Farr zit. in: Christakis & Fowler 2011, 116). Was unterschiedliche Studien zur Lebenszufriedenheit verbindet, ist ein relativ konsistenter Befund, dass sich „Ehe und Partnerschaft deutlich positiv auf die Lebenszufriedenheit auswirken“. Dazu kommen dann noch sekundäre Glücksgewinne von verpartnerten Menschen: Sie leben im Schnitt länger, sie bleiben gesünder – „gut verheiratete“ verbringen fünfmal weniger Zeit in einer Klinik als Singles (Bucher 2009, 95) – und sie sind besser geschützt gegen verschiedene psychische Erkrankungen wie z.B. Depression (Köcher & Raffelhüschen 2011, 62). Diese positiven Effekte lassen sich bis in die feinsten Verästelungen unserer Körperfunktionen nachweisen. Eine innige Umarmung führt zur Ausschüttung des Bindungshormons Oxytocin, das Vertrauensmechanismen in unserem Gehirn auslöst, Zärtlichkeiten reduzieren das Stresshormon Kortisol, sie führen dazu, dass der Blutdruck sinkt und dass der Körper seine Glückshormone ausschüttet (Bucher 2009, 93; 95).

Entsprechend gibt es **analoge Befunde**, die zeigen, wie massiv und wie nachhaltig sich eine **Trennung** auswirkt.

- ◆ Unübersehbar sind die **materiellen Trennungskosten**, die die Betroffenen, insbesondere die Alleinerziehenden, aber auch die Gesellschaft zu tragen haben (Wilbertz 2003). Wenn rund ein Drittel aller von Scheidung Betroffenen auf Hilfen zum Lebensunterhalt angewiesen sind, dann ist dies nicht ausschließlich und nicht einmal primär eine ökonomische Frage, sondern eine Frage von Statusverlust, Existenzängsten, Scham und verlorener Lebensqualität.
- ◆ Breit belegt sind die **gesundheitlichen Folgen** von Trennung und Scheidung. Von geschwächter Immunabwehr und psychosomatischen Beschwerden über ein erhöhtes Verletzungs- und Unfallrisiko führt das Spektrum hier bis hin zu psychischen Symptomen wie Ängsten und deutlich erhöhten Depressionszahlen (Hötter-Ponath 2009, 33). Bereits vor zwanzig Jahren hat der Paartherapeut Jürg Willi aufgrund einer validen Basis von belastbaren Studien beschrieben, dass Scheidung zu den wichtigsten „psychosozialen Gesundheitsrisiken gehört“.

Und er hat auch damals schon angemerkt, dass diese Befunde „eigenartigerweise wenig zur Kenntnis genommen werden“ (Willi 1991, 17-19)

- ◆ Wie einschneidend die Verunsicherung durch eine Trennung sein kann, zeigt ein Blick auf die **Suizidzahlen**, die mit Trennung und Scheidung in Verbindung gebracht werden. Kapusta, Etzersdorfer und Sonneck haben in einer österreichischen Studie zur Suizidprophylaxe gezeigt, dass sich die Suizidrate nach Trennung im Vergleich zur Gesamtpopulation fast verdoppelt, im Vergleich zur verheirateten Stichprobe erhöht sie sich sogar um den Faktor 2,5 (Kapusta, Etzersdorfer & Sonneck 2008, 134). Andere Studien weisen darauf hin, dass insbesondere Männer nach Trennung ein erhöhtes Suizid- und Mortalitätsrisiko aufweisen (Hötter-Ponath 2009, 33).
- ◆ Insbesondere für **Männer** haben Trennungen zum Teil verheerende soziale Kosten. Sie profitieren – so ein Befund der Glücksforschung – im Bereich ihres subjektiven Glücksempfindens mehr von einer Eheschließung als Frauen. Die Versuche, diese Differenz zu erklären, arbeiten mit Geschlechterstereotypen. Weitgehend wird davon ausgegangen, dass die Männer als „Hauptverdiener“ Geld und Status in die Beziehung einbringen, während die Frauen als „Beziehungsmakler“ für eine verstärkte soziale Einbindung der Männer sorgen (Christakis & Fowler 2011, 126f). Dies würde erklären, warum sich gerade Männer nach einer Trennung sozial so isoliert wieder finden, dass massive Einbußen der Lebensqualität bis hin zu manifesten Suizidgedanken die Folge sind.

7. Die Traumatisierung der Kinder

Bezüglich der Einschätzung des kindlichen Trennungserlebens hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Dies hat wohl vor allem damit zu tun, dass sich die erste, in großer Breite betroffene Generation von heute 20- bis 40-Jährigen selbstbewusst zu Wort meldet und, unterstützt von fundierten Längsschnittstudien (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002; Marquardt 2005), ihre Sicht auf die elterliche Trennung und das eigene Aufwachsen in Trennungs- und Patchworkkonstellationen kund tut. Aktuelles deutsches Beispiel ist Melanie Mühl mit ihrer Streitschrift „Die Patchwork-Lüge“. In ihrer Vorstellung der Trennungsfolgestudien von Wallerstein und Marquardt formuliert die Publizistin Christine Brinck in der Süddeutschen Zeitung provokativ: „Erst hielt man Scheidungen für die betroffenen Kinder für ungefähr so anstrengend wie einen lästigen Schnupfen. Dann entdeckte man, dass der Nachwuchs vielleicht doch eher eine schwere Grippe durchmacht, langsam setzt sich die Einsicht durch, dass viele Kinder echten Schaden nehmen, wenn die Eltern sich scheiden“ (Brinck 2006). Die amerikanische Scheidungsforscherin Judith Wallerstein stellt sich zusammen mit ihren Kolleginnen frontal gegen die „**gehätschelten Mythen**“ über eine schmerzfreie, einfache Scheidung (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 26), in denen sich all das, was die Schuldgefühle und Ängste der Erwachsenen zu beruhigen vermag, all das, was die Scheidungswilligen gerne glauben würden, „verdichtet“. Diese Mythen besagen, dass die Scheidung eine vorübergehende Krise ist, die früher oder später überwunden wird und nicht ein tiefer Schnitt, der den Anfang eines völlig neuen und unberechenbaren und zum Teil sehr belasteten Lebens markiert. Sie besagen, dass Trennung und Scheidung individuelles Schicksal sind und nicht Ausdruck und Triebfeder eines tief greifenden gesellschaftlichen Wandels. Die Mythen versprechen, dass Scheidungsfolgen kalkulierbar sind und verdrängen dabei, dass wir von einer Entwicklung schlicht überrollt werden und mit den eskalierenden Scheidungszahlen eine für uns weitgehend unbekannte und unberechenbare Klasse von Menschen entstanden ist (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 302). Die Scheidungsmythen schreiben den betroffenen Eltern die Kraft zu, ihre Situation alleine zu meistern und sie setzen darauf, dass die Verteilung der Lasten zwischen Eltern und Kindern zumindest annehmbar ist. Melanie Mühl trägt in ihrem Buch Phrasen

zusammen, die diese Mythen widerspiegeln und die in den Common Sense eingegangen sind: „Patchworkfamilien sind die Großfamilien der Moderne. Viele Bezugspersonen sind besser als wenige. [...] Zu Weihnachten bekommen die Kinder mehr Geschenke, außerdem haben sie jetzt zwei Kinderzimmer [...] Für die Kinder ist die Scheidung das Beste. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Wenn ich glücklich bin, ist auch mein Kind glücklich“ (Mühl 2011, 73). Wie provozierend anders klingt hier doch das Statement der Soziologen Norvald Glenn und David Blankenhorn, die bereits 1997 einen Artikel in der Los Angeles Times mit dem Titel „**Two parents, even unhappy, are better**“ überschreiben (Glenn & Blankenhorn 1997).

Wichtig ist es, diese Mythen nicht nur zu entzaubern, sondern sie auch in ihrer gesellschaftlichen Funktion zu verstehen: Erwachsene pochen – mit guten Gründen – auf ihr **individuelles Recht**, ihre Lebenschancen voll und ganz zu realisieren. Dazu gehört unbedingt auch die Wahl von Lebenspartnern, mit denen sie erfüllende Liebes- und Lebensbeziehungen eingehen können. Im Falle des Nicht-Gelingens ist die Trennung eine plausible Entscheidung, die – zumindest in der subjektiven Wahrnehmung von Trennungswilligen und in der Wahrnehmung der Gesellschaft – mehr Chancen eröffnet als zerstört. Das latente Gefühl, dass die betroffenen Kinder den Preis für die Trennung ihrer Eltern bezahlen, ist sowohl vor dem Hintergrund elterlicher Gefühle als auch vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Glaubenssätze über Generationengerechtigkeit oder die Optimierung kindlicher Entwicklungschancen unerträglich. An dieser Stelle werden Mythen über relativ schmerzfreie und langfristige unschädliche oder sogar entwicklungsfördernde Trennungsverläufe geboren und nur allzu gerne geglaubt. Sie relativieren das kindliche Erleben und geben den Erwachsenen den Weg frei, ihre Strategien legitimiert und ohne übergroße Schuldgefühle durchzusetzen.

Heutiger Stand der Forschung ist aber, dass wir uns von diesen Mythen dringend verabschieden müssen, nicht nur weil sie das kindliche Erleben völlig unangemessen erfassen, sondern auch weil sie den Kindern suggerieren, dass ihre Gefühle falsch und nicht erlaubt sind. Angemessener sind hier Überlegungen, ob man zur Charakterisierung zumindest eskalierender Trennungsverläufe nicht besser auf die Begrifflichkeit der **Traumaforschung** und -behandlung zurückgreifen müsste. So schreibt Harald Eisenberg: Die „Trennung der Eltern ist bei Kindern innerlich in der Psyche nicht vorgesehen. Egal wie tapfer, stumm oder scheinbar vernünftig die Kinder damit umgehen, ihr Ort der Sicherheit im Leben zerbricht, und damit auch viel Vertrauen in die Welt, das Leben und insbesondere in Beziehungen“ (Eisenberg 2013). Wo es aber zur psychischen Überforderung, zu existentieller Verunsicherung, zur Erstarrung der Betroffenen und zur Abspaltung erlebter Gefühle kommt, dort ist mit Fug und Recht von einem traumatischen und traumatisierenden Geschehen auszugehen. Dies gilt selbstverständlich nicht für jeden Scheidungsverlauf und nicht für jedes Kind. Es ist auch bezüglich gradueller unterschiedlicher Verläufe zu präzisieren. Und doch scheint mir die Rede von der Traumatisierung der Kinder im Trennungsfall insgesamt angemessen.

Auch in der Jugendhilfe setzt sich angesichts des offensichtlichen Leidensdrucks von Kindern und Jugendlichen eine neue Einschätzung durch. War noch vor kurzem Berlin das einzige Bundesland, in dem ein eskalierendes Trennungsgeschehen als Ursache von **Kindeswohlgefährdung** in Erwägung gezogen wurde, so wird diese Einschätzung heute mehr und mehr von Fachkräften in der Jugendhilfe geteilt. Zumindest in Fachkreisen gehört der von Elizabeth Marquardt angeprangerte „happy talk“ über sanfte Scheidungen der Vergangenheit an. Die Befundlage ist ja auch erdrückend. Und sie belegt, wie relevant die individuellen Scheidungsfolgen für das spätere gesellschaftliche Handeln der betroffenen Kindern ist. Einige Belege sollen dies veranschaulichen (ausführlich: Hutter 2006a):

- ◆ Als Dreh- und Angelpunkt der langfristigen Problematik erweist sich neben der **Schwächung des Selbstwertgefühls** und **Zweifeln an der eigenen Wichtigkeit und Wirksamkeit** das **mangelnde Vertrauen in Beziehungen** und die fehlende Fähigkeit der Scheidungskinder verbindliche und langfristig tragfähige Beziehungen aufzubauen. In der Konsequenz heißt dies, die Population der Scheidungskinder „wird früher sexuell aktiv, produziert mehr außereheliche Kinder und zeichnet sich durch eine niedrigere Heirats- und eine höhere Scheidungsrate aus“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 27). Die Studie von Wallerstein legt damit nahe, dass Trennungen zu einer Gesellschaft beitragen, in der es neben dem Sektor familialer Lebensformen einen gleich starken und wachsenden Sektor von Singles gibt. „Dass es [...] immer mehr unverheiratete Erwachsene [und immer weniger Kinder] gibt, ist ein Trend, der kein Anzeichen einer Umkehr erkennen lässt, und vermutlich eine unvermeidliche Folge unserer Scheidungskultur“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 295).
- ◆ Das Leben von Scheidungskindern wird in Bereichen schwieriger, die erst einmal **noch nicht als pathologisch** beschrieben werden. Wenn sie in der Schule schlechter werden oder früher Alkohol und Zigaretten ausprobieren, wenn sie Probleme lieber mit sich selbst ausmachen, eigenbrötlerisch oder ängstlich sind, wenn sie zu viel Verantwortung für andere übernehmen oder ihre eigenen Bedürfnisse immer hinten anstellen, dann gibt es dafür keine formale Diagnose. Und doch wissen wir heute, dass diese Verhaltensweisen bei Trennungskindern gehäuft auftreten. Und wir wissen, dass sie das Leben der Kinder komplizierter und oftmals weniger glücklich machen.
- ◆ Aber auch konkretes **antisoziales Verhalten** kann sehr unmittelbar auf Trennungsgeschehen zurückgeführt werden. Der Deutsche Richterbund NRW verweist 2004 in dem Thesenpapier „Kinder- und Jugendkriminalität – Schicksal einer modernen, offenen Gesellschaft?“ auf drei Faktoren, die nach Meinung der Richter und Staatsanwälte zum Verständnis der statistisch klar messbaren Zunahme von Kinder- und Jugendkriminalität hilfreich sein können. Neben der abnehmenden Erziehungskompetenz von Eltern und kulturellen Konfliktkonstellationen schreiben sie frustrierten Bindungsbedürfnissen hier eine große Bedeutung zu. „Das Bedürfnis der Kinder nach Bindungen wird in unserer Gesellschaft zu oft nicht mehr befriedigt. In der modernen Bindungsforschung ist allgemein anerkannt, dass die feste Beziehung der Kinder zu Vertrauenspersonen – im Regelfall den leiblichen Eltern – notwendige Voraussetzung für eine kindgerechte Entwicklung ist. Erst auf der Basis fester Bindungen vermag sich das Kind neuen Einflüssen und damit Erfahrungen zu öffnen. Gerade in der frühen Kindheit kommt diesem Aspekt besondere Bedeutung zu. Durch die Veränderungen des familiären Umfelds wird das Bindungsbedürfnis vieler Kinder jedoch schwer geschädigt. So sind immer mehr Kinder von Scheidungen und damit einem plötzlichen Zerfall des familiären Umfelds betroffen [...]. Besonders negativ ist auch, dass nach der Trennung der Eltern frühere Bezugspersonen des Kindes verschwinden, da viele Eltern – trotz ihrer gesetzlichen Verpflichtung – Umgangskontakte nicht ausreichend wahrnehmen. Nach dem Verlust der Großfamilie im vorletzten Jahrhundert befindet sich nun die Kleinfamilie in einer tiefgreifenden Krise (DRB NRW 2004, 8f).
- ◆ Schließlich entwickeln viele Trennungskinder **manifeste psychische und psychosomatische Symptome** (Schmerzen, Ängste, depressive Symptomatik, Aggression etc.), wobei auch hier, wie bei den Erwachsenen, eine eindeutige Leitsymptomatik fehlt. Eine Melange aus Schuldgefühlen und Sorgen der Eltern einerseits und kindlichem Leidensdruck andererseits führt dazu, dass Kinder aus geschiedenen Familien um ein Vielfaches öfter zur psychologischen Be-

ratung oder Therapie überwiesen werden als ihre Peers aus äußerlich intakten Familien und dass diese Population auch in Krankenhäusern und psychiatrischen Einrichtungen zahlenmäßig stärker vertreten ist (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 27; Fthenakis 1993, 7; Figdor 2003, 77ff).

8. Die Tradierung von Trennung und Scheidung

Zur Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung gehört auch wahrzunehmen, dass diese Effekte teilweise mit großer zeitlicher Verzögerung wirksam oder wieder wirksam werden. Die Scheidungsfolgenforschung spricht hier von Sleeper-Effekten und geht davon aus, dass die Lebensqualität von Trennungskindern, wenn diese selbst erwachsen sind, möglicherweise geringer ist als die Lebensqualität von Menschen aus weniger belasteten Familien. Der Familienpsychologe Klaus Schneewind referiert die Befunde einer Meta-Analyse, die insgesamt 81.000 Probanden erfasst hat. Dort zeigten sich langfristige leicht negative Folgen „insbesondere im Verhalten (z.B. Drogenmissbrauch), in der psychischen Befindlichkeit (z.B. geringere Lebenszufriedenheit) sowie in einer höheren Beeinträchtigung der körperlichen Gesundheit, aber auch in der familiären (z.B. höhere Scheidungsrate) und sozioökonomischen Situation (z.B. geringeres Ausbildungsniveau)“ (Amato & Keith 1991 zit. In: Schneewind et al 1998, 1104f).

Die Mechanismen, die zur langfristigen Tradierung von Problemen, teilweise über mehrere Generationen führen, sind vielschichtig:

- ◆ Die von Trennung und Scheidung betroffenen Kinder lernen, wie jedes andere Kind, primär am **Modell der Beziehung ihrer Eltern**, was eine Beziehung ist und wie man sie gestalten kann. Sind diese Bilder durch das Trennungserleben beschädigt, so fehlt es an Vorlagen, dass und wie Beziehung glücken kann. Dies ist eine bleibende Beeinträchtigung auf der Suche nach Liebe, Intimität und persönlicher Bindung. Im Augenblick von Partnerwahl und Familiengründung „erfährt die Erfahrung der elterlichen Scheidung ein Crescendo“ und kann zum bestimmenden, beziehungsstörenden Bild werden. Jugendliche nehmen dieses Musterbild mit in ihr Erwachsenenleben und verwenden es als Vorlage für ihre eigene Familie. So ist die Wahrscheinlichkeit, dass eine Ehe, in der beide Partner eine Scheidung der eigenen Eltern erlebt haben, getrennt wird, in der Wallersteinstudie im Vergleich zu einer Ehe ohne trennungserfahrene Partner um 75% erhöht (vgl. Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 32, 64).
- ◆ Langfristig dysfunktional und deshalb belastend ist auch das Repertoire an **Selbstschutzmaßnahmen**, das sich viele Scheidungskinder aneignen. Exemplarisch sichtbar wird der Versuch Enttäuschungen durch Beziehungsvermeidung aus dem Weg zu gehen an der Rate der Eheschließungen. Die erwachsenen Scheidungskinder der Wallersteinstudie heirateten seltener (nämlich zu 60%) als die Nicht-Scheidungskinder in der amerikanischen Gesamtbevölkerung (die zu 84% heiraten) (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 70). Neben der sehr zurückhaltenden Gestaltung von Beziehungen lässt sich bei Scheidungskindern auch das diametral entgegengesetzte Verhalten beobachten: ein inflationärer und destruktiver Gebrauch von Beziehungen. Viele von ihnen (insbesondere junge Frauen) lassen sich impulsiv auf Beziehungen mit Menschen ein, die sie kaum kennen und die sie auch bald wieder verlassen. Wichtig scheint dabei zu sein, dass es zu keiner wirklichen Bindung kommen kann, die dann wieder zerstört und enttäuscht werden könnte (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 21, 32). Langfristig und zum Teil nach mehreren getrennten Beziehungen waren in der Langzeitstudie von Wallerstein (nur) die Hälfte der Frauen und etwas mehr als ein Drittel der Männer in der

Lage die fragilen Beziehungsmuster zu verlassen und stabile Beziehungen aufzubauen (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 69).

- ◆ Man kann auch davon ausgehen, dass Scheidungskinder **Verhaltensweisen** entwickeln, die sich langfristig negativ auf ihre psychische Stabilität und ihre Beziehungsgestaltung auswirken können. Zwei Beispiele sollen diese Mechanismen exemplarisch veranschaulichen: 1) Viele Kinder haben nach einer Trennung Probleme, konstruktiv mit aggressiven Gefühlen umzugehen. Entweder sie haben sehr aggressive Szenen zwischen ihren Eltern miterlebt und diesen Umgang kopiert, oder sie haben aufgrund der erlebten offenen oder verdeckten Aggressionen in ihrem Umfeld eine Scheu entwickelt, die offene Auseinandersetzung zu suchen. Sowohl **Aggressivität** als auch **Aggressionshemmung** führen aber langfristig zu problematischen Beziehungskonstellationen. 2) Ein anderes Beispiel ist die sogenannte **Parentifizierungsdynamik**: Kinder erleben ihre Eltern während und oft auch nach der Trennung als besonders schwach, verletzlich und hilfsbedürftig. Dies führt dazu, dass sie außergewöhnlich früh zu viel Verantwortung übernehmen. Sie werden zum Partnerersatz, zum Tröster oder zum Manager ihres Alltags. Was sie dabei vermissen und nicht lernen ist, sich fallen und versorgen zu lassen, absichtsloses Spiel und Hingabe an eine verlässliche elterliche Sorge. Diese Fähigkeiten sind aber wichtig, um später selbst in einer ausgeglichenen Beziehung leben zu können.
- ◆ Schließlich ist davon auszugehen, dass die Trennung der Eltern **psychische Verletzungen** hinterlässt, die langfristig eine kritische, oft sogar eine behandlungswürdige Dynamik entfalten (Hutter 2006a, 11-17). 1) Ein erstes Einfallstor für Verletzungen ist die so genannte **Selbstwirksamkeitsüberzeugung**, der Glaube der Kinder, dass sie ihr Leben zumindest in wesentlichen Teilen selbst in der Hand haben, es (mit-)gestalten können und altersangemessene Kompetenzen besitzen, mit deren Hilfe sie Entscheidungen beeinflussen können. In der Natur der Trennung einer Liebesbeziehung liegt es, dass sie ein Geschehen ist, das ausschließlich auf der Ebene der Paarbeziehung gestaltet, vorangetrieben oder verhindert wird. Das Geschehen während Trennung und Scheidung entzieht sich dem Einfluss der Kinder völlig. Das Kind lernt also, dass es einem höchst relevanten und als schrecklich erlebten Ereignis ausgesetzt ist, ohne es beeinflussen zu können. 2) Eng verbunden mit der Frage, ob ich den Eindruck habe, meine relevante Umwelt mitgestalten zu können, ist die Frage, ob ich mich als Mensch wertvoll fühle. Dieses **Selbstwertgefühl** ist eine zweite höchst vulnerable Stelle von Scheidungskindern. Die Schwächung des Selbstwertgefühls ist ein Konglomerat aus mindestens drei Komponenten: dem Gefühl verlassen zu werden, dem Gefühl einen Elternteil zu vermissen und dem Gefühl, vom bleibenden Elternteil nicht genug Sorge und Schutz zu erfahren. 3) Schließlich verändert das Erleben der elterlichen Trennung das Vertrauen in die Beständigkeit und Verlässlichkeit von Beziehungen und die **Fähigkeit Beziehungen konstruktiv zu gestalten**. Scheidungskinder lernen, dass Liebe flüchtig ist, sie haben in ihrem direkten Umfeld ein weniger komplexes Lernfeld für Beziehungslernen zur Verfügung und sie entwickeln nicht selten Misstrauen gerade den nahen Beziehungen gegenüber, auf die sie sich angewiesen fühlen.

9. Die Zersplitterung der sozialen Matrix

Nach den bisherigen Überlegungen gilt es den Kreis zu den gesellschaftlichen Entwicklungen zu schließen. Offensichtlich ist, dass eine Trennung, zumal nach längerer Beziehung und wenn Kinder betroffen sind, individuelles Leid mit sich bringt. Ich bin, um es noch einmal klar zu sagen, dafür, dass die Trennung einer Liebesbeziehung ohne Diskriminierung und moralische Vorwürfe möglich ist. Sie

gehört selbstverständlich ins Repertoire moderner, aufgeklärter und selbstbestimmter Beziehungsgestaltung. Ich bin aber ebenso entschieden für eine klare Analyse der Folgen von Trennung und Scheidung. Allzu oft ist eine Trennung nur für einen der Beteiligten eine Lösung und es ist den Trennungsverlierern gegenüber unredlich und unfair ihr Leid nicht ebenso offen zur Kenntnis zu nehmen. Dies gilt umso mehr, wenn es sich dabei um die betroffenen Kinder handelt. Individuelles Leid muss gesehen, anerkannt und, wo immer dies möglich, ist gelindert werden. Und: wir dürfen in unseren Analysen nicht auf der Ebene individueller biografischer Verletzungen stehen bleiben. Das Trennungsgeschehen ist inzwischen so normal und epidemisch, dass wir darüber nachdenken müssen, wie es unsere Gesellschaft verändert.

- ◆ Am Beginn unserer Überlegungen stand der Blick auf eine zunehmend fragmentierte Gesellschaft, für die im Konfliktfall die Entwicklung individueller Chancen plausibler ist als die Aufrechterhaltung tragfähiger Beziehungen. Dieses Muster führt zu Trennungen und es wird durch jede neue Trennung bestätigt und gefestigt. **Trennungen bilden eine Schlüsselstelle im Teufelskreis zunehmender sozialer Fragmentierung.** Intimste soziale Nahbereiche (Therapeuten und Sozialforscher sprechen von „sozialen Atomen“; Hutter 2009, 242ff) verlieren ihre Kohärenz, ihre unbedingte Verlässlichkeit und damit ihre Kraft Individuen und die Gesellschaft zu stabilisieren. Weil Einbindung und Beziehungsaufbau langwierig sind, ist dieser Verlust oft nicht völlig kompensierbar. „Häufig ist einer von beiden nicht mehr in der Lage, sich noch einmal eine Welt mit nur annähernd so viel Reichtum an Bezügen zu schaffen. Die Intensität, die sich aus dem gemeinsamen Existenzaufbau und der Familiengründung ergab, reicherte ein Potential an, das sich in einer neuen Beziehung oft nicht wiederholen lässt“ (Willi 1991, 131f).
- ◆ Einsamkeit, Isolation und die Störung, wenn nicht gar Zerstörung von Beziehungen setzt sich im **sozialen Umfeld von Trennungen** fort. Trennungen können Freundeskreise und Nachbarschaften zerstören und sie können zu Entwurzelung auf Grund von Arbeits- und Wohnortwechseln führen. Manche Trennung setzt soziale Systeme in Aufruhr wie ein Stein, der ins Wasser geworfen Kreise zieht, die die Wasseroberfläche bis in entlegene Winkel aufwühlen. Trennungen beenden Ambivalenzen zugunsten scheinbarer Eindeutigkeit. In Beratungsprozessen wird deutlich, dass es fast keine eindeutigen Trennungen gibt. Stets gibt es Gründe zu gehen und Gründe zu bleiben. Die Trennungsdynamik erzwingt hier eine **Eindeutigkeit** die faktisch gar nicht da ist. Um diese fragile Klarheit durchzusetzen, aber auch, um sich gegen die eigenen Zweifel trennen zu können, begünstigt das Trennungsgeschehen ein Schwarz-Weiß-Denken und eine Parteienlogik, die oftmals in die Familiensysteme, Freundeskreise, aber auch Arbeits- und Vereinsstrukturen hineingetragen werden. Dann hat man das Gefühl, sich auf eine Seite stellen zu müssen, **Loyalität** wird zu einem dominanten Thema und es entstehen klare Gräben und Grenzen, wo es vorher lediglich diffuse Nähe und Distanz gegeben hat.
- ◆ Die Erfahrungen der **Instabilität und Unberechenbarkeit naher Beziehungen** werden auf Beziehungen außerhalb der direkt betroffenen sozialen Zusammenhänge übertragen. Sie generalisieren. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich durch das fundamentale Misstrauen gegenüber Beziehungen unser gesamtgesellschaftliches Gefüge verändert. Mühl warnt davor, dass das psychische Profil, das sich durch Trennungserfahrung ausbildet, irgendwann „das psychische Profil einer ganzen Generation prägen“ könnte (Mühl 2011, 159). Dieses Misstrauen Bindung gegenüber wird selbstverständlich nicht nur durch Trennungen und Scheidungen genährt, sondern es spiegelt einen Grundkonsens unterschiedlichster moderner Me-

gattrends wieder, zu denen beispielsweise Individualisierung und Ökonomisierung gehören. Aber der Trennungsprozess ist einer der Brennpunkt, in denen sich dieses Misstrauen verdichtet, verhärtet und reproduziert, und es ist einer der Transmissionsriemen, der es in alle gesellschaftlichen Bereiche hineinragen kann. Drei Formen des Vertrauens – Selbstvertrauen, Vertrauen in Institutionen und Vertrauen in andere Menschen – müssen ineinander greifen, um in einer Gesellschaft eine vertrauensvolle und optimistische Grundstimmung zu erzeugen und sie zu erhalten (Alaine Peyrefitte zit. in: Bauman 2000, 194). Schauen wir auf die Ehe, dann sehen wir, wie alle drei Formen in der Trennungsdynamik geschwächt werden: Trennung verletzt das Selbstvertrauen, sät Misstrauen in wichtige Beziehungen und lässt bei den Betroffenen und mehr noch bei der nächsten Generation den Glauben an die Institutionalisiertbarkeit lebenslanger, verlässlicher Beziehung schwinden.

- ◆ Der dritte soeben benannte Punkt soll noch einmal eigens betont werden: Trennungserfahrung leistet **Deinstitutionalisierung** Vorschub. So formuliert ein junger Mann 25 Jahre nach der Trennung seiner Eltern über seine Einstellung zur Institution der Ehe: Wir sind „eine Generation von zynischen Kindern [...] was das Heiraten angeht. Wir sind in einer Zeit aufgewachsen, in der die Scheidung zur akzeptablen Alternative geworden ist. Letzten Endes ist das gut so. Aber es macht vorsichtig und skeptisch. Wer braucht die Ehe? Die Ehe ist eine altmodische Einrichtung. Warum sich damit belasten?“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 320). Gleichzeitig wissen wir aus der Trennungs- und Scheidungsforschung, dass der Verzicht auf Absicherung durch Überzeugungen (wie z.B. die Überzeugung, dass eine Ehe unauflöslich ist) und Institutionen (man spricht hier von weniger „gerahmten“ Beziehungen) eine Trennung wahrscheinlicher werden lässt (vgl. Hötter-Ponath 2009, 26).

- ◆ Das direkte, aber auch bereits das periphere Miterleben von Scheidung wirkt sich auf die Bereitschaft aus, selbst **Kinder** in die Welt zu setzen. Zwei Drittel (62%) der erwachsenen Scheidungskinder der Wallersteinstudie entschieden sich gegen Kinder und begründeten das mit dem eigenen Erleben der Scheidung. Im Vergleich dazu entscheidet sich nur etwa ein Drittel der amerikanischen Nicht-Scheidungskinder (39%) gegen eigene Kinder (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 96). Es ist plausibel, dass dieser Befund verallgemeinerbar ist.

Jan Eckhard und Thomas Klein weisen in ihrer Relektüre des Familiensurveys darauf hin, dass unterschiedliche Befunde des Surveys auf eine hohe Bedeutung der Partnerschaftsstabilität für die Entstehung und Realisierung eines Kinderwunsches hindeuten. „Der Wunsch nach eigenen Kindern manifestiert sich bei Männern häufig erst vor dem Hintergrund einer konkreten Paarbeziehung. Dies gilt zwar grundsätzlich für beide Geschlechter, der Zusammenhang zwischen der Existenz einer Paarbeziehung und dem Kinderwunsch ist jedoch bei den Männern ungleich stärker als bei den Frauen“ (Eckhard/Klein 2006, 179). Sie empfehlen angesichts der „steigenden Instabilität von Ehen und Paarbeziehungen [ausdrücklich ...] zu prüfen“, inwiefern die Politik hier entgegensteuern kann (Eckhard/Klein 2006, 187). Instabil erlebte Paarbeziehungen sind für die Entscheidung gegen ein Kind wichtiger als ökonomische Gründe, die Abwägung von Karrierechancen oder die Planbarkeit der Betreuungssituation! Die Normalisierung der Trennung verändert den Reproduktionswunsch von Männern und Frauen in unterschiedlicher Weise. Männer haben sich damit auseinanderzusetzen, dass sie ihre Vaterschaft mit relativ hoher Wahrscheinlichkeit nicht so leben können, wie sie das gerne möchten. „Väterlichkeit ist in der Vorstellungswelt von Männern etwas sehr [...] Komplexes [...]. Dieses komplexe Verhältnis wird mit der Scheidung erschüttert, und Väterlichkeit muss neu definiert werden“ (Amendt 2006, 16). Dabei möchten sich viele Väter heute nicht

mehr mit der massiv beschnittenen Väterlichkeit begnügen, die nach einer Trennung noch realisierbar ist.

Wie bedrohlich diese Koppelung von Partnerschaft und Vaterschaft für Väter ist, wird in der Sinusstudie zu den Lebensentwürfen Zwanzigjähriger deutlich, die das Bundesfamilienministerium 2007 realisieren ließ. Dort heißt es: „Selbstbewusste und gebildete Frauen, die auch nach dem Kinderkriegen im Beruf erfolgreich sein wollen, haben heute weniger Gründe, in einer Beziehung zu bleiben. Sie sind eher bereit, eine unbefriedigende Partnerschaft von sich aus zu beenden – selbst wenn Kinder da sind. Für die Männer bedeutet dies heute eine große persönliche Unsicherheit: Partnerschaft und Ehe sind für sie – aus ihrer subjektiven Perspektive – zum Risiko auf Lebenszeit geworden“ (BMFSFJ 2007, 26f). Für Frauen bedeutet die Normalisierung der Trennung vordergründig „nur“ ein ökonomisches Damoklesschwert, das über ihrer Zukunftsplanung hängt. Genauer betrachtet wird in Beratungskontexten aber auch immer wieder thematisiert, dass sie Zweifel daran haben, ob die Situation als Alleinerziehende wirklich die optimale und gewünschte Form der Beelterung für ihre Kinder ist.

- ◆ Schließlich ist noch einmal zu der Frage des heute **dominanten Sozialcharakters** zurück zu kommen. Einführend wurde erörtert, dass die zunehmende Verschiebung der Ich-Wir-Balance zugunsten des Ich-Pols innerpsychisch zu einer eskalierenden narzisstischen Dynamik führt. Aber **Narzissmus und Trennungsbereitschaft ergänzen und steigern sich gegenseitig**. Einerseits ist das narzisstische Subjekt wenig in der Lage mit den Frustrationen umzugehen, die unausweichlich zu einer lebendigen Beziehung gehören und es steht deshalb eher in der Gefahr, eine Beziehung zu beenden als ein innerlich stabiler und gefestigter Mensch. Andererseits ist jede Trennung selbst eine narzisstische Kränkung. Sie geht mit der Erfahrung einher, nicht genug geliebt, aber auch am „Projekt Beziehung“ gescheitert zu sein. Die Trennung der Eltern bedeutet für das Kind, damit konfrontiert zu werden, dass ihnen ihre eigene Beziehungsrealität wichtiger ist als das Wohlbefinden und die Wünsche des Kindes. Diese Erfahrungen kränken Kinder tief. Gleichzeitig sind sowohl die getrennten Partner als auch die Scheidungskinder oft auf sich selbst zurück geworfen. Sie müssen alleine, ohne die gewohnte und gewünschte soziale Unterstützung, ihre Situation meistern. Gleichzeitig gibt es in der Trennungsdynamik einer Familie immer wieder Situationen, die zu einer unangemessenen Aufwertung von Kindern führen: Sie werden zum Partnerersatz, zu Verbündeten ihrer Eltern und werden an Besuchswochenenden mit Geschenken und Aufmerksamkeit überhäuft. Wenn all das nicht bearbeitet werden kann, führt es zu der inneren Verletztheit und Leere, aber auch zu der scheinbaren äußeren Grandiosität und Unverletzbarkeit, die für den narzisstischen Sozialcharakter prägend ist.
- ◆ Es bleibt anzumerken, dass die Trennungserfahrung gegen eine ihrer wichtigsten Ursachen, der **unrealistischen romantisierenden Überschätzung von Intimbeziehungen** gerade kein Korrektiv darstellt. Hier scheint die kollektive, gesellschaftlich tausendfach beschworene Ideologie stärker zu sein als die eigene schmerzhaft biografische Erfahrung. So fährt der oben zitierte junge Mann fort: „Während wir diese zynischen Gedanken [über die Ehe] aussprechen, bewahrten wir insgeheim doch die Hoffnung, dass wir den tiefen und romantischen Zauber wieder entdecken und an uns selbst erfahren könnten, der, wie es hieß, in einer längst vergangenen Zeit existiert hatte“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 320).



III. Was zu tun wäre...

10. Akutversorgung und Trennungsprävention

Im dritten Teil dieser Überlegungen soll es nun um adäquate gesellschaftliche Antworten auf die zunehmende Präsenz von Trennungserfahrungen gehen, die unsere Gesellschaft durchzieht und wohl auch immer mehr beeinflusst. Dabei möchte ich auf drei unterschiedlichen Ebenen ansetzen.

1. Weil Trennungen ein aktuell drängendes Problem sind, bedarf es erstens einer schnellen Antwort, die es faktisch bereits gibt. Sowohl die **Akutversorgung** getrennter Familien als auch die präventiven Angebote müssen gesichtet und gegebenenfalls ausgeweitet werden.
2. Trennung wird aus dem Repertoire einer modernen Gesellschaft wohl nicht wegzudenken sein. Umso wichtiger ist es eine **Trennungskultur** zu entwickeln, die den Betroffenen hilft sich weniger zu verletzen und die die gesellschaftliche Zerstörungskraft von Trennungen abfedert.
3. Schließlich lässt sich die Steigerung von Trennungszahlen (ebenso wie der Rückgang von Geburten) bestimmt nicht technisch in den Griff bekommen. Eine Gesellschaft, die ihre **Beziehungsfundamente** schützen möchte, müsste einerseits Abschied von ihren einseitig idealisierenden Beziehungsvorstellungen nehmen und andererseits einen fehlerfreundlichen Umgang mit Krise, Beschädigung und punktuelltem Scheitern entwickeln.

Die Scheidungszahlen liegen seit Jahren stabil knapp unter 200.000 Scheidungen pro Jahr mit ca. 140.000 betroffenen minderjährigen Kindern, wobei Trennungen von unverheirateten Paaren nicht berücksichtigt sind. Der Mikrozensus weist für das Jahr 2011 6,4 Millionen Alleinerziehenden-Haushalte aus. Unabhängig davon, wie diese Zahlen im Detail bewertet werden, markieren sie einen **akuten gesellschaftlichen Handlungsbedarf**. Das ökonomische, psychische und soziale Leid, das hier besteht, bedarf einer politischen Antwort. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, hat beim diesjährigen Neujahrsempfang der Erzdiözese Freiburg betont, dass die Ausgaben für Prävention „im Bereich der Eheberatung in keinem Verhältnis zu den Kosten

[stehen], die durch Ehekrisen dem Gesundheitswesen entstehen“. Der Erzbischof von Freiburg verwies auf die „enorme gesellschaftliche Bedeutung des Gelingens von Ehe“. „Der hohe Preis – in erster Linie zwischenmenschlich und psychisch, aber auch finanziell –, der für das Scheitern einer Ehe gezahlt werden muss, wird in der Öffentlichkeit nahezu ignoriert. Hier braucht es ein Umdenken, eine breite gesellschaftliche Allianz für stabile Ehen und zufriedene Partnerschaften“ (Zollitsch 2013, 2).

Dieses Umdenken hat auf politischer Ebene mit der Revision des Achten Sozialgesetzbuches (SGB VIII) begonnen. Dort wurde festgeschrieben, dass jedes Paar, das in Erziehungsverantwortung steht, bereits im Fall von Partnerschaftskonflikten, aber auch im Trennungsfall ein verbürgtes Recht auf psychosoziale Beratung hat (§17 SGB VIII). Die Kirchen und andere Institutionen übernehmen hier als Träger die Organisation und teilweise die Finanzierung dieser kommunalen Pflichtaufgaben. Erzbischof Zollitsch merkt zu Recht an, dass die Versorgung an dieser Stelle bei weitem nicht ausreicht. Denn einerseits sind mit der Erfüllung der Pflichten aus dem SGB VIII noch keinerlei Angebote für kinderlose Paare geschaffen. Hier finanzieren und organisieren die Kirchen Angebote, die in keiner Weise refinanziert werden. Andererseits verweisen seit über zehn Jahren beständig steigende Anmeldezahlen und teilweise hohe Wartezeiten, dass die gesellschaftlichen Bedarfe durch die derzeit finanzierten Hilfen nicht ausreichend gedeckt sind.

Außerdem wäre es politisch ratsam, Familiensysteme deutlich vor dem eskalierenden Krisenfall zu unterstützen. Der Aufbau und die Stabilisierung eines tragfähigen familialen Beziehungsgefüges sind so anspruchsvolle Herausforderungen, dass sie präventiv angegangen werden müssen.

- ◆ Die Auseinandersetzung mit Beziehungen, Wissen um familiäre Beziehungsdynamik und Grundfertigkeiten partnerschaftlichen Umgangs müssen im **Bildungssystem** zumindest rudimentär vermittelt werden.
- ◆ Präventive Angebote müssen **zeitlich präzise** platziert werden. Ehevorbereitung ersetzt nicht die Unterstützung in der Krise. Der Familienforscher Wassilios Fthenakis streicht heraus, dass Familien fast ausschließlich an den Übergängen, die Familie in ihrem Lebenszyklus strukturieren (z.B. Geburt, Eintritt in den Kindergarten, Einschulung etc.), den sogenannten „Transitionen“, für psychosoziale Interventionen zugänglich sind. „Die **Transitionsforschung** beschreibt sehr genau, welche Wandlungsprozesse in diesen Übergangssituationen stattfinden. Diese müssen erkannt werden, damit Familienhilfen gezielt adressiert werden können, denn die Menschen, die diese Diskontinuitäten weder durch individuelle noch durch innerfamiliäre Wandlungsprozesse bewältigen können, sind an den Übergängen auf ein funktionierendes soziales Netz angewiesen“ (Hutter 2006b, 80).
- ◆ Präventive Angebote müssen aber auch **inhaltlich an wirksamen Punkten** ansetzen. Fthenakis macht deutlich, dass der **Partnerschaftsqualität** hier eine besondere Bedeutung zukommt. „Die Stabilität von Familien liefert nicht die Eltern-Kind-Beziehung, sondern ausschließlich die Qualität der Partnerschaft. Das ist das vernachlässigte Gebiet in der Politik und in der Interventionsforschung. [...] Wir müssen wissen, dass die Qualität der Partnerschaft der Schlüssel für die soziale Entwicklung des Kindes, für das Engagement des Vaters in der Familie und für die Haltung des Mannes gegenüber weiteren Kindern ist“ (Fthenakis in: Hutter 2006b, 86). Dass die Partnerschaftsqualität auch über Bestand oder Zerbrechen einer Beziehung entscheidet, versteht sich von selbst. Damit ist, so Erzbischof Zollitsch, jede Investition in Partnerschaftsqualität eine Investition in das Beziehungsfundament unserer Gesellschaft. „Denn wo Ehepartner lernen, respektvoll miteinander zu kommunizieren, einander

zu verzeihen und gemeinsam an einem Strang zu ziehen, da fühlen sich auch Kinder sicher und geborgen, da entsteht der notwendige Nährboden für eine friedliche und solidarische Gesellschaft“ (Erzbistum-Freiburg 2013).

11. Wir brauchen eine Trennungskultur

Es fällt auf, dass gerade von WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen, die sich intensiv mit Trennung und Scheidung beschäftigen, eine Perspektivverschiebung weg von einer quantitativen, hin zu einer qualitativen Betrachtung des Trennungsgeschehens eingefordert wird. Es ist zumindest eine offene Frage, ob wirklich die Trennung selbst oder nicht vielmehr die Art und Weise wie Trennungen heute gestaltet (oder zumeist kaum gestaltet) werden und die allzu oft eskalierenden Rosenkriege das individuelle und das gesellschaftliche Problem sind. Für Helmuth Figdor bleibt festzuhalten, dass „das Missglücken der Scheidung unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen [...] der Regelfall ist“ (Figdor 1998, 115). Dass es keine gerechte, ja sogar glückende Trennung geben könnte, ist damit nicht gesagt. Die Glücksforschung lädt hier zu Optimismus ein, weil die Trennung selbst den Befunden der Glücksforschung entsprechend bereits in einer Phase stattfindet, in der die Werte für das subjektive Glücksempfinden wieder leicht ansteigen (Köcher & Raffelhüschen 2011, 63). Sich aus der Resignation und Lähmung unbefriedigender Beziehung zu befreien scheint also ein durchaus positiv konnotierter Schritt zu sein. Mit diesen Werten bestätigt sich eine Intuition Jakob Levi Morenos, der bereits vor über fünfzig Jahren von der Möglichkeit einer „kathartischen Scheidung“ gesprochen und das Wachstums- und Heilungspotential von Trennungen unterstrichen hat (Moreno 1959, 182). Mit gleicher Zielrichtung betont Jürg Willi in der Überarbeitung seines Buches über die Liebe: „Mir liegt viel daran, die Trennung einer Liebesbeziehung in ein positiveres Licht zu stellen“. Sie kann eine Entwicklungschance sein oder eine Möglichkeit sich mit Kritik und Impulsen ernsthafte auseinanderzusetzen als in einer Beziehung (Willi 2002, 308). Wenn Trennung und Scheidung aber prinzipiell konstruktiv gestaltbar wären, dann wäre eine der vordringlichen Aufgaben unserer Zeit, die Erstarrung und Ausdruckslosigkeit zu überwinden, die sich in diesem Bereich breit gemacht hat, und an der Entwicklung einer menschenfreundlichen Trennungskultur mitzuwirken (Hutter 2003). Elemente solch einer Kultur können bereits skizziert werden:

- ◆ Ein erstes Element wäre **Information**. Wo findet man kontrastierend zu all den Hochglanzzeitschriften über „Tipps und Tricks für den schönsten Tag ihres Lebens“ ein Handbuch der glückenden – respektive der christlichen – Scheidung, das von „Wie bleiben wir mit den Kindern im Gespräch“ über „Unsere Freunde sollen unsere Freunde bleiben“ und „Großeltern kann man nicht scheiden“ bis zum Kapitel „Die Kränkung, wenn sie/er sich wieder verliebt“ aufklärt, berät und gangbare Wege aufzeigt?
- ◆ Neben allgemeine Informationen müsste, zweitens, die verstärkte Auseinandersetzung mit „**best examples**“ treten, mit den heute bereits glückenden Trennungsgeschichten, mit Beispielen von Menschen, die ihrer gemeinsamen Geschichte, ihrer miteinander aufgebauten und geteilten Existenz, ihren gemeinsamen Kindern und ihrer früher lebendigen Liebe gerecht geworden sind, die sich aber dennoch entschieden haben getrennte Wege zu gehen. Wo findet man einen Sammelband, der unter dem Titel „Glückender Abschied“ Erzählungen von Menschen vereint, die sich getrennt haben, ohne dabei in die Falle eskalierender Trennungskonflikte geraten zu sein?
- ◆ Wie jeder soziale Übergang (Hochzeit, Geburt, Pubertät etc.) hat auch eine Scheidung zwangsläufig krisenhaften Charakter. Klassischerweise reagiert eine Gesellschaft auf solche Passagen mit der Ausformung von Ritualen, die das Geschehen symbolisieren, es der indivi-

duellen und öffentlichen Kommunikation zugänglich machen und es gleichzeitig nach Kräften stabilisieren. Die Entwicklung einer **angemessenen öffentlichen (Symbol-)Sprache**, säkularer Rituale oder religiöser Gottesdienste, die eine Trennung begleiten und dabei sowohl Abschied, Wut und Trauer, als auch die Entwicklungschancen zum Ausdruck bringen, steht heute weitgehend noch aus. In Amerika ist es einer Internetnotiz zufolge bereits „beinahe Normalität“, den Abschied aus einer Beziehung auch rituell zu begehen. „Paare vergraben ihre Eheringe vor der Kapelle, geben sich die Ringe gegenseitig zurück oder schmelzen sie ein“, um einen Übergang öffentlich zu markieren und ihn verarbeitbar zu machen (Kirchenbote für den Kanton Zürich zit. in: Hutter 2003). In der Ostkirche ist für eine zweite Eheschließung ein eigener Trauritus vorgesehen, der die Aspekte der Buße und Vergebung deutlich in den Mittelpunkt stellt. Es gibt also Ansätze von Ritualen und Konventionen, deren Ziel es ist „Scheidung in das gesellschaftliche Leben zu integrieren, statt sie wegzustecken und moralisierend abzuwerten“ (Duss-von Werdt 2000, 38).

- ◆ Zu einer Trennungskultur gehören, viertens, **funktionierende Schutzräume**, in denen die überbordenden Gefühle wahrgenommen und verarbeitet werden können. Die Trennung muss durchlebt und vollzogen werden. Dies braucht Orte, an denen man sich der teilweise heftigen Trennungsdynamik stellen kann. Der **therapeutische Raum** ist hier eine mögliche Option. Schneewind et al. stellen exemplarisch für die Entwicklung von (therapeutischen) Scheidungsritualen eine Zeremonie von Florence Kaslow vor. Diese nimmt in den Blick, wovon sich die Partner verabschieden (z.B. von Visionen, von Bildern des Anfangs und guten gemeinsamen Zeiten), sie verweist die sich Trennenden auf FreundInnen, die die Zeit der Krise durchzustehen helfen, und sie gibt Raum für die Gefühle der Kinder und die Versicherung der Eltern, dass sie mit allen Kräften versuchen werden ihrer gemeinsamen Elternrolle gerecht zu werden (Schneewind et al. 1998, 1108).

Daneben könnten auch **Gerichte oder Standesämter** solche Orte der Zuflucht, der Selbstvergewisserung und des heilsamen gesellschaftlichen Ausdrucks sein, an denen der Trennungsprozess oder wesentliche Schritte auf dem Trennungsweg vollzogen werden können. Dem juristischen Bereich nahestehend gibt es auch Ansätze im Rahmen von Mediation, einem außergerichtlichen Prozess, dessen Einsatz zu eigenverantwortlichen, sanfteren und dennoch (oder gerade deshalb) gerechten Trennungen führen soll. Während sich Mediation in Deutschland nur langsam einbürgert, ist sie im angloamerikanischen Bereich als fester Bestandteil des Trennungsprozesses etabliert.

Auch im Bereich der christlichen **Kirchen** gibt es Ansätze, nach einer Symbolsprache zu suchen, die unterstützen kann, wenn der Tod der Liebe und nicht der leibliche Tod eine Beziehung scheidet. Hier gilt es konsequenter voranzugehen und zeitgemäße Formen der Pastoral zu entwickeln. Erzbischof Zollitsch mahnt zu Recht einen Reformstau an, der nicht nur, wie von Zollitsch beklagt, wiederverheiratete Geschiedene betrifft, sondern auch den ganzen Bereich der Verabschiedung und Auflösung ehelicher Gemeinschaften. Letztlich bräuchte es hier die Entwicklung einer christlichen Scheidungskultur! Dass erste Handbücher für eine Geschiedenenpastoral mit dem Segen der entsprechenden Bistümer auf dem Markt sind (Grote, Lenders & Rosner-Mezler 2011) und dass in vielen Bistümern eine explizite Geschiedenenpastoral betrieben wird, sind Schritte in die richtige Richtung.

- ◆ Neben den Schutzräumen kommt **Personen** eine große Bedeutung zu, die eine Trennung aufmerksam, konstruktiv, tröstend und vor allem **deeskalierend begleiten**. Vorstellbar wäre, Trennungsberatung gerade mittelbar Betroffenen wie den Großeltern zugänglich zu machen.

Auch durch die Schulung von professionellen Unterstützern (ErzieherInnen, LehrerInnen, pastorale MitarbeiterInnen) könnten Familien wirksam unterstützt werden.

- ◆ Das alte Bonmot, dass Sprache Wirklichkeit schafft, stimmt auch für Trennung und Scheidung. Entsprechend ist eine Scheidungskultur auf eine **Sprache** angewiesen, die **stützend, konstruktiv und nicht-diskriminierend** ist. Dazu gehören zentral der Abschied von einer Rhetorik der Normalfamilie und eine „Normalisierung der Anormalität“ (Beck 1986, 189). Es geht darum, auch in unserer Sprache festzuhalten, „dass die Abweichung, die Irritation, das teils freiwillige, teils eher erzwungene Spielen, Jonglieren und Experimentieren mit Beziehungsformen“ (Beck-Gernsheim 1998, 19) viel normaler ist, als es die „gleichgebliebenen und so treuen Wörtchen Ehe und Familie“ suggerieren (Beck 1986, 190). Was für die Struktur gilt – dass sie sich vervielfältigt – gilt auch für die normative Auseinandersetzung mit der Familie, die sich in unserer Sprache niederschlägt. Familie ist nicht gut oder schlecht, erstrebens- oder meidenswert, sondern vielfältig, abweichend und jenseits von Subjektivität und Singularität kaum eindeutig zu fassen. Jedes Engagement zugunsten von Familien und „zugunsten der jungen Generation muss deshalb vor allem Pluralität“ benennen und sie somit gestaltbar machen (BMFSFJ 2002, 51).
- ◆ Schließlich müsste eine Trennungskultur auch neue Perspektiven für **Wohn- und Umgangsformen** von getrennt lebenden Familien mit Kindern aufzeigen. Würde man im gesellschaftlichen Diskurs die Stimme der von Trennung betroffenen Kinder stärken, so müsste man sich mit einem engagierten oder gar verzweifelten Plädoyer für Kontinuität auseinander setzen. Viele Erwachsene, „die sich in einer sehr unglücklichen Ehe gefangen sehen, überrascht zu erfahren, dass ihre Kinder vergleichsweise zufrieden sind: Den Kindern ist es egal, ob Mama und Papa in getrennten Betten schlafen, solange die Familie beisammen ist“ (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 26). Zum anderen bewerten Kinder die Chancen einer Trennung weit zurückhaltender als Erwachsene das tun. Bei einer 1999 in Deutschland durchgeführten Erhebung gaben lediglich zehn Prozent der Scheidungskinder an, über die Trennung erleichtert zu sein (Butz/Boehnke 1999, 227), und auch die Scheidungskinder der amerikanischen Langzeitstudie äußerten sich in der Tendenz sehr skeptisch über den „Erfolg“ der Scheidung ihrer Eltern (Wallerstein, Lewis & Blakeslee 2002, 59). Aus Sicht der allermeisten Kinder kann man bei einer Trennung eben nur verlieren – einen Elternteil, Vertrauen, Liebe und Zuneigung, gemeinsame Zeit, ökonomische Ressourcen, Zugehörigkeit etc. Diese Einstellung spiegelt sich darin wider, dass Trennungskinder auch lange nach der Scheidung ihrer Eltern die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Familie wieder zusammenkommen kann und die Situation dadurch wieder „gut“ wird (Griebel & Oberndorfer 1999, 2). Für die Frage nach Wohn- und Lebensformen hieße das, den Kontinuitätswunsch stärker zum Formprinzip zu erheben. Lassen sich Möglichkeiten entwickeln sich in einer **Familien-WG** so konsequent als Paar zu trennen, dass die gemeinsame Nutzung von Wohnraum weiter möglich bleibt? Auch mit dem sogenannten „**Nestmodell**“, bei dem das Kind die ursprüngliche Familienwohnung als festen Lebensmittelpunkt behält, an dem es die Eltern abwechselnd betreuen, gibt es erste Erfahrungen (vgl. die kontroverse Diskussion unter www.scheidungskinder.de). Sicherlich ist es zu früh, hier Empfehlungen auszusprechen. Wichtig wäre es aber eine Logik zu durchbrechen, die ausschließlich davon bestimmt ist, Lösungen für die Paarebene zu finden.

12. Realistische Beziehungsbilder

Kein Paar wünscht sich, die eigene Liebesbeziehung mit einer Trennung oder Scheidung zu beenden. Deshalb lohnt es sich im Rahmen der Frage nach den gesellschaftlichen Auswirkungen von Trennung

die Frage nach der Trennungsprävention nicht auszuklammern. Diese Frage zielt hier nicht – wie oben unter dem Stichwort der Trennungsprophylaxe – auf Angebote der Paarberatung ab, die dem Paar die notwendigen Fähigkeiten und Fertigkeiten vermitteln, eine Beziehung langfristig stabil zu halten. Vielmehr müsste eine Gesellschaft, die Beziehungsstabilität wahrscheinlicher werden lassen möchte, anders über Liebesbeziehungen sprechen und andere Beziehungsideale proklamieren, als wir das heute tun.

- ◆ Die Idee man könne gleichzeitig konsequent ein individualisiertes Glück und Beziehungsstabilität maximieren,
- ◆ das in vielen Illustrierten besprochene „AMEFI-Syndrom“ (= „Alles mit einem für immer“), das suggeriert, man könne dauerhaft in einer symbiotischen Zweierbeziehung leben,
- ◆ die seit der Romantik fehlende Differenzierung und faktische Gleichsetzung von Passion, Lust und Leidenschaft einerseits und langjähriger Weggefährtschaft andererseits,
- ◆ und die Konstruktion von Ehe und Familie als „bessere Gegenwelt“ gegen eine als kalt, unberechenbar und gefährlich fantasierte Realität...

...all das sind Beziehungsbilder, die an der Realität nur scheitern und zerbrechen können. Max Frisch schreibt: „Ein Wunderbares ist es um die Ehe. Sie ist möglich, sobald man nichts Unmögliches von ihr fordert“ (Frisch zit. in: Retzer 2011, 5). Von solchen realistischen und lebhaften Beziehungsidealen sind wir heute weit entfernt. Nicht nur BeraterInnen, sondern auch Familienforscher weisen darauf hin, dass dies fatale Konsequenzen hat. „Durch die gestiegene hohe psychische Bedeutung der Ehe für den Einzelnen und durch z.T. überhöhte und idealisierte Erwartungen an subjektiv befriedigende und harmonische familiäre Beziehungen [sind] Frustrationen und damit innerfamiliäre Konflikte (bis hin zur Gewaltanwendung) heutzutage häufig bereits ‚vorprogrammiert‘“ (Nave-Herz 2007, 129). Die Liebenden „waten im Sumpf einer kollektiven Glücksideologie“ (Beck-Gernsheim 1990, 133f.), und viele Beziehungen scheitern beinahe zwangsläufig, wo sie den „Hunger nach Liebe“ stillen sollen, „mit dem die Menschen heute übereinander herfallen“ (Beck/Beck-Gernsheim 1990, 20). **Das Nicht-Erreichen des Zieles ist hausgemacht!**

Mit der **Gleichsetzung von Liebe und Ehe** im 18. Jahrhundert wurde ein Dilemma institutionalisiert, das uns bis heute als Gesellschaft beschäftigt. „Alle Liebestragödien inszenieren [die] Tragik, dass sich [...] aus der Liebe keine Institution machen lässt“ (Retzer 2011, 40). Fakt ist aber, dass diese Gleichsetzung zumindest als Anspruch ungebrochen gilt. Liebe hat dem gesellschaftlichen Anspruch nach als leidenschaftliche Passion zu überdauern, auch wenn dies zu einer strukturellen Dauerüberforderung wird. Dass dieser Hoffnung natürliche Grenzen gesetzt sind, wird im öffentlichen Diskurs über die Liebe allzu oft verleugnet oder ignoriert. Natürlich weiß jeder, der schon einmal eine längere Liebesbeziehung erlebt hat, dass es einen relevanten Unterschied zwischen der ersten Verliebtheit und den Gefühlen gibt, die die Partner in einem reiferen Paar füreinander empfinden. Die meisten Menschen ahnen auch, dass die Flüchtigkeit der Verliebtheit wenig mit persönlichem Unvermögen zu tun hat, sondern beispielsweise mit körperlichen Vorgängen, wie der Angleichung der Testosteronwerte bei Verliebten, die spätestens nach einem bis zwei Jahren von selbst wieder verschwindet. Und doch sind die Fantasien über die langfristige Vereinbarkeit von Begehren und dauerhafter Liebe wider besseres Wissen ungebrochen optimistisch. Dies müsste zu einem großen Thema der Prävention und der Bewusstseinsbildung werden: **Die Romantik reicht als „große Theorie der Liebe“ allein nicht aus.** „Sie feiert mit einer rauschhaften Orgie das Ungewöhnliche [...]. Sie trifft aber kaum Vorsorge für den Liebesalltag derjenigen, die sich auf eine Ehe einlassen und sich nachher in einer Situation finden, an

der sie selbst schuld sind“ (Luhmann 1982, 187). Darüber gilt es zu informieren: Junge Paare und auch bereits zukünftig Liebende müssen darüber Bescheid wissen, dass die „Symbolik der passionierten Liebe“, mit der die anfängliche Liebesbeziehung angebahnt, aufgebaut und ausdifferenziert wird, nicht ohne weiteres brauchbar ist, um Systemwerdung und Systemerhaltung einer langjährigen Partnerschaft zu gewährleisten (Luhmann 2008, 56). Wer auf dem dauerhaften Vorrang der Passion vor der Weggefährtenschaft besteht, wer die Liebesbeziehung benutzen möchte, um primär individuellen Lustgewinn und Verliebtheitsgefühle zu erreichen, der hat faktisch das Modell der seriellen Monogamie gewählt. Die dauerhafte familiäre Weggefährtenschaft muss an diesen Vorgaben scheitern.

13. Fehlerfreundlichkeit und unser Umgang mit Schuld

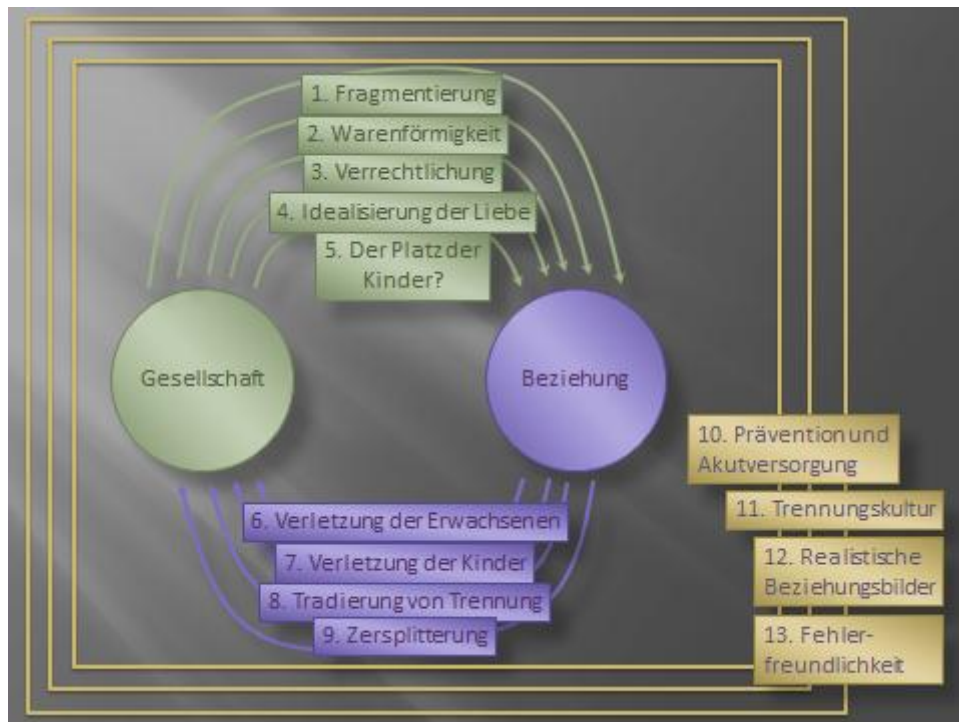
Ein zweiter gesellschaftlicher Diskurs, der große Auswirkungen auf die Beziehungsstabilität hat, dreht sich um Fehler, Versagen, Scheitern und Schuld. Dieser Themenkreis ist eng verzahnt mit den bisher vorgetragenen Gedanken, denn das narzisstische Subjekt kann die Vorstellung der eigenen Fehlbarkeit kaum ertragen, das romantische Liebesideal konstruiert Liebe in Kategorien der Vollkommenheit, aber reale Liebesbeziehungen zwischen normalen Menschen zerbrechen an den ganz normalen Unzulänglichkeiten des Alltags. „Das Scheitern ist das große moderne Tabu“ (Sennett 2000, 159). Scheitern und die Angst zu scheitern sind zu prägenden Mittelschichtphänomenen geworden – die Angst vor dem sozialen Abstieg, der Verlust von Arbeit, das Abrutschen in die Sozialsicherung etc. Das Zerbrechen von Beziehungen ist nur eines der Phänomene, die gut belegen, dass das Scheitern in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist. Diese Allgegenwart der Erfahrung „nicht gut genug gewesen zu sein“ führt aber nicht zu einer lebendigen Gesprächskultur darüber, wie mit Scheitern umzugehen ist, sondern stattdessen zu Verleugnung, Verdrängung und Ausgrenzung des Scheiterns. Wenn wir in unserer Gesellschaft beständige Beziehungen wollen, dann müssen wir eine **Kultur der Fehlerfreundlichkeit** entwickeln, die mindestens folgende sieben Elemente enthält:

- ◆ **Konfliktkultur:** Fehlerfreundlichkeit geht nicht an einer offenen und ehrlichen Benennung von Defiziten und Spannungen vorbei. Auf der Beziehungsebene gedacht ist der Konflikt der Ausbruch aus der Symbiose, die Wahrnehmung des Anderen, die Wahrnehmung einer Differenz zum anderen. Symbiose meint Verschmelzung und Abstandslosigkeit. Echte Nähe und Beziehung beginnt erst dort, wo ich mich vom Anderen getrennt erfahre. Nähe ist ein Abstand, der die abstandslose Symbiose gerade aufbricht (vgl. Byung-Chul Han 2012, 20). Deshalb stimmt der alte, oft vergessene Satz, dass Streiten verbindet.
- ◆ **Benennen eigener Fehler:** Die Benennung von Fehlern, darf nicht bei den Fehlern anderer stehen bleiben. Ebenso beeindruckend wie kohäsionsstiftend ist das Ritual, das bei einem Volleyballspiel zu beobachten war: Die Spielerin, die einen Punktverlust verschuldete signalisierte dies der Mannschaft und bekam sofort zurück gemeldet, dass der Fehler selbstverständlich von der gesamten Mannschaft mitgetragen wird. Das Eingeständnis eigenen Versagens schließt aus einer fehlerfreundlichen Gemeinschaft nicht aus, sondern es ermöglicht den Fehler als Fehler des Systems gemeinsam tragen zu können.
- ◆ **Vergebungsbereitschaft:** Fehlerfreundliche Systeme verstricken sich nicht in ihre Fehler. Noch ein Beispiel aus dem Sport: Beim Spiel der deutschen Nationalmannschaft gegen Kasachstan verschuldete der Nationaltorhüter Manuel Neuer das einzige Gegentor. Wichtiger als die Tatsache, dass sich Neuer für seinen Fehler nach dem Spiel öffentlich entschuldigt hat, war die Reaktion des Publikums: Jeder Ballkontakt Neuers wurde ab seinem Fehler mit gelenden Pfiffen, Buhrufen und hämischem Beifall begleitet. Aufschlussreich war die Reaktion des Nationaltrainers, der seine Empörung über das Publikumsverhalten offen zeigte. Jedes

System, das die hundertprozentige Fehlerfreiheit für sich beansprucht oder mit ihr rechnet, scheitert früher oder später zwangsläufig an der Realität. Der zeitgenössische Philosoph Byung-Chul Han sieht im Umgang mit Entschuldigung einen zentralen Unterschied zwischen Kapitalismus und Religion: „Religion operiert mit Schuld und Entschuldigung. Der Kapitalismus ist nur verschuldend. Er verfügt über keine Möglichkeit der Sühne, die den Schuldigen von seiner Schuld befreien würde“ (Byung-Chul Han 2012, 17).

- ◆ **Entschuldigung:** Die Komplementärrolle zur Vergebungsbereitschaft ist die Bereitschaft Verantwortung zu übernehmen und sich zu entschuldigen. Das aus dem Lateinischen kommende Wort Insolvenz meint „wörtlich die Unmöglichkeit, die Schuld abzutragen“. In diesem Sinne ist eine Trennung die Insolvenz der Beziehung.
- ◆ **Akzeptanz eigener Begrenztheit:** Der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter beschreibt in seiner Monografie „Der Gotteskomplex“ (Richter 1986), wie der moderne Mensch immer weniger in der Lage ist Zerbrochenes und Fragmentarisches ertragen zu können. Er verdrängt seine Gefühle von Ohnmacht, Leid, Passivität und Abhängigkeit und wähnt sich in seinen narzisstischen Größenphantasien omnipotent und perfekt. Fehlerfreundlichkeit müsste diesen narzisstischen Blick überwinden und die eigene Begrenztheit ins Selbstbild integrieren. Nicht-Können-Können (Byung-Chul Han 2012, 15ff) ist eine der schwersten, vielleicht aber auch eine der wichtigsten Lektionen, die wir heute lernen müssen.
- ◆ **Akzeptanz prinzipieller Begrenztheit:** Aber auch das Gegenüber, der Partner/die Partnerin, die Kinder, die Familiengewohnheiten müssen dem Verdikt der Perfektion entzogen werden. Liebesbeziehungen sind nicht die perfekten Orten maßlosen Glücks, an denen all unsere Bedürfnisse – der „Welthunger des modernen Menschen“ (Gronemeyer 1998, 48) auch nur annähernd gestillt werden können. Jürg Willi fragt provokativ, wie viel Leid und Begrenzung mit einer zufriedenstellenden Ehe denn überhaupt vereinbar seien (Willi 1991, 16). Und er fragt dies vor dem Hintergrund, dass sich Beziehung immer zwischen den Polen der Idealisierung und der alltäglichen Erfahrung, dass die dabei entstehenden Bilder nicht einholbar sind, entwickelt.
- ◆ **Lern- und Verbesserungsbereitschaft:** Schließlich meint Fehlerfreundlichkeit die Einsicht in die „Verbesserungswürdigkeit und Verbesserungsmöglichkeit [des] Zusammenlebens [...und in] die Überzeugung, dass es für die persönliche [und die gemeinsame] Entwicklung ein Gewinn sein kann, längerdauernde Krisen in einer Partnerschaft durchzustehen“ (Willi 1991, 22). Die Auseinandersetzung mit eigenen Fehlern hat vor allem in einer Zeit- und damit verbundenen Lernperspektive ihren Sinn. Die Pflege einer realen und damit fehlbaren Beziehung bedarf „eine[r] Mischung aus Engelsgeduld und Frustrationstoleranz“ (Beck-Gernsheim 1990, 132f).

Damit schließt sich erneut ein Kreis. Denn fehlerfreundliche Beziehungen wird es nur in einer Gesellschaft geben, die selbst fehlerfreundlich ist und in der das Scheitern einen guten Platz hat. An dieser Stelle steht viel auf dem Spiel, denn das isolierte, allein gelassene und verlassene Subjekt, das nach vielen Trennungen zurück bleibt, bekommt heute zu oft nicht den Rahmen, liebevoll mit sich umzugehen und aus seinen Fehlern oder den Fehlern seiner Eltern zu lernen.



Literatur

- ◆ Amendt, Gerhard (2006). Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben. FfM/ New York: Campus.
- ◆ Ariès, Philippe (1978). Geschichte der Kindheit. München: dtv
- ◆ Aust-Glück, Gabriela (et. al.) (2000). Die Zusammenarbeit zwischen Beratungsstelle und Familiengericht. In: Wolfgang Buchholz-Graf/Claudius Vergho (Hg.). Beratung für Scheidungsfamilien. Das neue Kindschaftsrecht und professionelles Handeln der Verfahrensbeteiligten. Weinheim / München: Juventa. S. 46-61.
- ◆ Bauman, Zygmunt (2000). Flüchtige Moderne. FfM: Edition Suhrkamp.
- ◆ Beck, Ulrich (1986). Risikogesellschaft. FfM: Suhrkamp.
- ◆ Beck, Ulrich / Elisabeth Beck-Gernsheim (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. FfM: Suhrkamp.
- ◆ Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998). Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. Bremen: Verlag C.H.Beck.
- ◆ Brinck, Christine (2006). Gute Scheidung, schlechte Scheidung. In: Süddeutsche Zeitung – Kultur vom 28.01.2006. www.sueddeutsche.de/kultur/trennung-gute-scheidung-schlechte-scheidung-1.892123. Zugriff: 05.04.2013
- ◆ Bucher, Anton A. (2009). Psychologie des Glücks. Weinheim: Beltz.
- ◆ Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2002). Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin: Medien- und Kommunikations-GmbH.
- ◆ Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ 2007). 20-Jährige Frauen und Männer heute – Lebensentwürfe, Rollenbilder, Einstellungen zur Gleichstellung. Eine qualitative Untersuchung von Sinus Sociovision für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Heidelberg. www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/sinus,property=pdf,bereich=,sprache=de,rwb=true.pdf. Zugriff: 05.04.2013.
- ◆ Butz, Petra / Klaus Boehnke (1999). Problemverhalten im Kontext familiärer Veränderung durch Trennung und neue Partnerschaft der Eltern. In: Sabine Walper&Beate Schwarz (Hg.). Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Weinheim/München: Juventa. S. 171-189.
- ◆ Christakis, Nicholas A. / James H. Fowler (2011). Die Macht sozialer Netzwerke. Wer uns wirklich beeinflusst und warum Glück ansteckend ist. FfM: Fischer.
- ◆ Deutsche Shell (Hg.) (2010). Jugend 2010. 16. Shell Jugendstudie. FfM: Fischer.

- ◆ Deutscher Richterbund NRW (DRB NRW 2004). Kinder- und Jugendkriminalität – Schicksal einer modernen, offenen Gesellschaft? – Strategien des DRB NRW zur Bekämpfung der Kinder- und Jugendkriminalität vorgelegt anlässlich des internationalen Tags der Kinderrechte am 20. November 2004. www.drb-nrw.de/attachments/403_04-11-20_thesenpapier_kinder-und-jugendkriminalitt.pdf Zugriff: 28.02.2013
- ◆ Duss-von Werdt, Joseph (2000). Scheidung mit Würde und Respekt? Wege in eine Scheidungskultur. In: Wolfgang Buchholz-Graf / Claudius Vergho (Hg.). Beratung für Scheidungsfamilien. Das neue Kindschafftsrecht und professionelles Handeln der Verfahrensbeteiligten. Weinheim/München: Juventa. S. 33-45.
- ◆ Eckhard, Jan / Thomas Klein (2006). Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten. Eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ◆ Eisenberg, Harald (2013). Psychische Traumatisierungen im Kindesalter. www.traumatherapie-ruhr.de/trauma_kinder.htm. Zugriff: 30.03.2013
- ◆ Elias, Norbert (1987). Die Gesellschaft der Individuen. FfM: Suhrkamp.
- ◆ Erzbistum-Freiburg (2013). Teure Scheidungen: in Eheberatung investieren. www.erzbistum-freiburg.de/html/aktuell/aktuell_u.html?t=&&artikel=21943&m=19781&stichwort_aktuell=
- ◆ Figdor, Helmuth (1998). Scheidungskinder – Wege der Hilfe. Gießen: Psychosozial Verlag.
- ◆ Figdor, Helmuth (2003). Kinder aus geschiedenen Ehen- Zwischen Trauma und Hoffnung. Gießen: Psychosozial-Verlag
- ◆ Fisher, Helen (2005). Warum wir lieben. Die Chemie der Leidenschaft. Ostfildern: Patmos.
- ◆ Fthenakis, Wassilios E. (1993). Kindliche Reaktion auf Trennung und Scheidung. www.vev.ch/lit/fthenaki.htm. Zugriff: 05.04.2013
- ◆ Fthenakis, Wassilios E. (2005). Familienentwicklung in Deutschland – Aporien, Chancen, Interventionsbedarf. Vortrag vom 9. November 2005 im Rahmen der Tagung „Quo vadis Beratung“ in Fulda. Manuskript.
- ◆ Fthenakis, Wassilios E. / Bernhard Kalicki / Gabriele Peitz (2002). Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familienstudie. Opladen: Leske+Budrich.
- ◆ Funk, Rainer (2005). Ich und Wir. Psychoanalyse des postmodernen Menschen. FfM: dtv.
- ◆ Glenn, Norvald D./David Blankenhorn (1997). Two Parents, Even Unhappy, Are Better. In: Los Angeles Times vom 31.12.1997. <http://articles.latimes.com/1997/dec/31/local/me-3671>
- ◆ Griebel, Wilfried/Rotraut Oberndorfer (1999). Scheidung und Trennung – Reaktionen der Kinder und der Schule. www.familienhandbuch.de/cms/Familienforschung-Scheidung_und_Trennung.pdf. Zugriff: 05.04.2013.
- ◆ Gronemeyer, Marianne (1998). Das Leben als letzte Gelegenheit. Der Zeit-Geist am Ende des Mittelalters. In: Michael Schlagheck (Hg.). Leben unter Zeit-Druck. Mühlheim: Kath. Akademie „Die Wolfsburg“.
- ◆ Grote, Bärbel / Annette Lenders / Johanna Rosner-Mezler (2011). Weg/gehen: Trennung - Abschied - Neubeginn. Freiburg: Herder.
- ◆ Habermas, Jürgen (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt/Main. Suhrkamp.
- ◆ Han, Byung-Chul (2012). Agonie des Eros. Berlin: Matthes & Seitz.
- ◆ Holmes, Thomas / Richard Rahe (1967). The social readjustment rating scale. Journal of Psychosomatic Research. 11/1967. S. 213-218.
- ◆ Hötker-Ponath, Gisela (2009). Trennung und Scheidung – Prozessbegleitende Interventionen in Beratung und Therapie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- ◆ Hutter, Christoph (2003). Trennung und Scheidung: nicht nur ein persönliches Problem. In: Christoph Hutter / Michael Hevick / Bernhard Plois / Birgit Westermann (Hg.). Herausforderung Lebenslage. PraxisReflexe aus der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung. Münster: LIT-Verlag. S. 215-230.
- ◆ Hutter, Christoph (2006a) Trennung und Scheidung aus Sicht der Kinder. www.isi-hamburg.org/download/0_2012-02-16%20Material-Hutter_Trennung%20und%20Scheidung%20aus%20Sicht%20der%20Kinder.pdf
- ◆ Hutter, Christoph (2006b). Familienentwicklung in Deutschland – Aporien, Chancen, Interventionsbedarf – Die Kernthesen des Vortrags von Prof. Wassilios E. Fthenakis. In: Christoph Hutter, Renate Oetker-Funk, Norbert Kunze, Bernhard Plois (Hg.). Quo vadis Beratung? Dokumentation einer Fachtagung zur Zukunftsfähigkeit kirchlicher Beratungsarbeit. Münster: LIT. S. 69-88.
- ◆ Hutter, Christoph (2009). J.L. Morenos Werk in Schlüsselbegriffen. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften (hg. zusammen mit H. Schwehm).

- ◆ Kapusta, Nestor, D. / Elmar Etzersdorfer / Gernot Sonneck (2008). Männersuizid in Österreich. In: Suizidprophylaxe. 35/2008 (Heft 135). S. 175-183.
- ◆ Köcher, Renate/Bernd Raffelhüschen (2011). Glücksatlas Deutschland 2011. München: Albrecht Knaus.
- ◆ Luhmann, Niklas (1982). Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. FfM: Suhrkamp.
- ◆ Luhmann, Niklas (2008). Liebe. Eine Übung. FfM: Suhrkamp.
- ◆ Mähler, Gisela / Hans-Georg Mähler (1991). Das Verhältnis von Mediation und richterlicher Entscheidung. Eine rechtliche Standortbestimmung. In: Heiner Krabbe (Hg.). Scheidung ohne Richter. Neue Lösungen für Trennungskonflikte. FfM: Rowohlt. S. 148-169.
- ◆ Marquardt, Elizabeth (2005). Between two Worlds. The inner Lives of Children of Divorce. New York: Crown Publishers.
- ◆ Moreno, Jakob Levi (1959). Gruppenpsychotherapie und Psychodrama. Einleitung in die Theorie und Praxis. Stuttgart: Thieme Verlag.
- ◆ Mühl, Melanie (2011). Die Patchwork-Lüge. Eine Streitschrift. München: Carl Hanser Verlag.
- ◆ Nave-Herz, Rosemarie (2007). Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Primus.
- ◆ Retzer, Arnold (2011). Lob der Vernunft. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe. FfM: Fischer.
- ◆ Richter, Horst-Eberhard (1986). Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- ◆ Schneewind, Klaus A./Gabriele Vierzigmann/Veronika Backmund (1998). Scheidung. In: Rolf Oerter / Leo Montada (Hg.). Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. München: Beltz. S. 1101-1109.
- ◆ Sennett, Richard (2000). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Siedler.
- ◆ Suess, Gerhard J. / Hermann Scheurer-Englisch / Walter-Karl P. Pfeiffer (2001). Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. Gießen: Psychosozial-Verlag
- ◆ Todorov, Tzvetan (1998). Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie. FfM: Fischer.
- ◆ Wallerstein, Judith S. / Julia M. Lewis / Sandra Blakeslee (2002). Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre. Münster: Votum.
- ◆ Wilbertz, Norbert (2003), Ehe-, Familien- und Lebensberatung – heimlicher Liebling von Kämmerern, Sozialpolitikern und Unternehmensmanagern. In: Bundesverband katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und -berater e.V. (Hg.). So weit und doch so nah. Greven. S. 13-23.
- ◆ Willi, Jürg (1991). Was hält Paare zusammen? Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- ◆ Willi, Jürg (2002). Psychologie der Liebe. Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- ◆ Wintels, Andreas (2000). Individualisierung und Narzißmus. Analysen zur Zerstörung der Innenwelt. Mainz: Grünewald.
- ◆ www.scheidungskinder.de
- ◆ Zollitsch, Robert (2013). Gott begegnen – Gesellschaft gestalten. Rede zum Neujahrsempfang der Laien 2013. www.kek-freiburg.de/html/veranst/uebersicht.html?t=&t=1f691136efe2baf7367c20bab5b4282c&all=1&page=11. Zugriff: 01.04.2013.

Korrespondenzadresse: Dr. Christoph Hutter, Zur Dornhiege 141, 48161 Münster, christoph-hutter@t-online.de